

Schauerlich schön, eine D.O.M. Erfahrung

Es ist schon lange her, da ich an einem wolkenlosen Mittsommermorgen gegen 6 Uhr 30 die große krümelige Tablette mit etwa 100 mg DOM eingenommen hatte. Es war zu der Zeit, da gerade ein Arzt namens Christian Barnard im Grootte Schuur Hospital zu Kapstadt Südafrika die erste Herztransplantation der medizinischen Geschichte durchgeführt hatte. Aus allen Zeitungen, aus allen Magazinen, ja sogar von den großen Plakatwänden der Stadt, sah einem das schlanke sympathische Gesicht des Dr. Barnard mit Stirnglatze und schütterten Haaren entgegen und gelegentlich auch das dicke verquollene Gesicht seines Patienten, des Zahnarztes Blomberg.

Vor einer solchen Plakatwand stand ich und studierte die Gesichtszüge des Dr. Barnard. Es ging auf zehn Uhr zu und ich hatte schon alle Hoffnung auf eine Wirkung meiner Tablette aufgegeben, als dem guten Dr. Barnard da vor mir auf der Plakatwand plötzlich glänzende elfenbeinfarbene Fänge wuchsen. Eine Spur hellroten Blutes, rann von den Spitzen seiner Fänge langsam über sein Kinn. Ich wandte mich von der Plakatwand ab und wollte weitergehen. Doch die Strasse vor mir wie auch der Bürgersteig unter mir, wölbten und wellten sich mit solcher Vehemenz auf und nieder, dass ich mich erschrocken auf eine Parkbank setzte, die neben der Plakatwand an einer Buche stand.

Die Wirkung hatte mich so urplötzlich und mit solcher Macht überfallen, dass mich das Bedürfnis überkam, ein wenig wieder zur Besinnung zu kommen. Ich legte deshalb bequem die Beine übereinander und lehnte mich entspannt zurück. In meinem Kopf entwickelten sich derweil unendlich lange Gedankengänge, die ich unmöglich ignorieren konnte. Ich stützte mein Kinn in eine Hand und, mir blieb keine andere Wahl, ließ den Dingen ihren Lauf.

Bald fühlte ich mich leicht werden, so leicht wie nie zuvor und es entstand in mir der Drang, von meiner Bank aufzustehen. Ich erhob mich und wollte mich mit einer Hand gegen die Buche lehnen, als ich wahrnahm, dass meine Hand und ein Teil meines Unterarmes in dem Baum versanken, so, als wäre er ohne jegliche Substanz. Erschrocken, wich ich ein wenig zurück und es kam mir der Gedanke, dass ich eigentlich, wenn die Dinge sich so verhielten wie sie den Anschein hatten, durch diesen Baum hindurchgehen könnte. Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als ich auch schon unternehmungslustig auf den Baum zutrat und durch ihn hindurch schritt als bestünde er aus nichts weiterem als farbigem Rauch. Ich drehte mich um, durchschritt den Baum erneut und kam auf diese Weise wieder vor meiner Bank zu stehen. Dabei sah ich mit einem kuriosen Gemisch aus Gleichgültigkeit und Verwunderung, dass ich noch stets auf der Bank saß, die Beine übereinander geschlagen und das Kinn auf eine Hand gestützt. Neugierig ging ich um die Bank herum und betrachtete mich von allen Seiten. Ich fasste den Kerl an, der dort so in Gedanken versunken auf seiner Bank saß, doch meine Hand glitt in ihn hinein und durch ihn hindurch. Schließlich setzte ich mich auf den Schoss dieses Kerls und hob den Kopf. Da saß ich wieder komplett auf meiner Bank, als wäre ich nie davon aufgestanden und als wäre alles, was inzwischen geschehen war, nie geschehen. All das gab mir beträchtlich Stoff um darüber nachzudenken. Ich stützte also meinen Kopf wieder mit dem Kinn auf eine Handfläche und fühlte mich sofort wieder leichter und immer leichter werden.

Rings umher erzeugte gelegentlich ein Fahrzeug seine Fahrgeräusche oder Menschen gingen im Gespräch an mir vorüber, doch diese Geräusche klangen wie aus weiter Ferne, wie aus einer anderen Welt, während ich selbst wie in einer Schale aus absoluter Stille saß wie in einem unsichtbaren Ei.

Während mir immer leichter wurde, fühlte ich, wie zugleich alles Essentielle an mir, meine Gedanken, mein ganzes innere Ich, immer kleiner und kleiner wurde und sich immer mehr zu einem Ball konzentrierte. Schließlich befand ich mich in der Größe etwa eines Tennisballes und war absolut ohne jeglichen Gewichts. Ich versprühte, in meiner runden Form, ein intensiv goldenes Licht von purer Freude und Energie.

Während ich in dieser kugeligen Form frei im Raume schwebte, fühlte ich, wie eine Kraft an mir zog. Es war, als zöge mich ein weit, weit entfernter Magnet über allen Raum hinweg zu sich heran. Die Gefühle, ausgelöst durch die eingenommene Substanz, waren unterdessen so intensiv geworden, dass es nicht die leiseste Möglichkeit gab, ihnen irgendwie, zum Beispiel unter Zuhilfenahme des Verstandes, zu widerstehen und so gab ich mich gänzlich an alles hin was geschah und noch geschehen mochte. Es zog mich hoch und himmelwärts, durch die Bläue unseres irdischen Himmels und hinaus in ein samtene weiches Schwarz voll Sterne, von denen ein jeder in seiner ureigensten Farbe aus purem Licht kontinuierlich lautlos zu explodieren schien. Die Erde hinter mir, ein in tiefstes Schwarz gebetteter Schmuckstein von intensivster Bläue, vibrierte in einer Art kosmischen Zartheit. Je mehr ich mich von der Erde entfernte, desto mehr wuchs meine Geschwindigkeit. Tief im Innern kannte ich mein Ziel und es war Ruhe und Stille, weit, weit jenseits der Abwesenheit jeglichen Geräusches. Bald wurde ich um mich her einer Vielzahl von goldenen Lichts ausstrahlender Kugeln, gleich meiner Art, gewahr und sie alle, zog es in die selbe Richtung wie auch mich und je mehr wir uns alle unserem Ziele näherten, desto heller leuchteten wir in einer Strahlung aus purer Freude und Energie. Es zog uns an Himmelskörpern vorüber bei dessen Schönheit und Majestät mir bewusst wurde, dass man solches nur zu sehen vermochte durch ein Schauen ohne Augen. Man sah es nur durch ein Schauen mit seiner ureigenen Gesamtheit, mit seiner gesamten Seele. Vor uns, wurde immer mehr eine Kugel sichtbar, gänzlich von der gleichen Art wie wir, aber um ein Unendlich vieles größer, gewaltiger und ich sah, wie all die kleinen Kugeln vor mir, lautlos in der Grossen aufgenommen wurden und je mehr diese Grosse davon aufnahm, desto heller, desto gewaltiger wurde ihr eigenes Strahlen. Das Gefühl einer Heimkehr überkam mich. Ich näherte mich mehr und mehr dieser strahlenden Größe, fast war ich schon an der Reihe von ihr absorbiert zu werden, als ein Geräusch durch mein Wesen fuhr. Es war ein Rauschen, ähnlich dem Rauschen und Knistern von Radiostörgeräuschen das mir mit größter Deutlichkeit klarmachte: "DU noch nicht. DU bist noch nicht an der Reihe!" Das Störgeräusch wurde lauter und lauter und ich nahm an Substanz und Strahlungsintensität ab in dem Masse, in dem es an Lautstärke gewann. Schließlich war ich nur noch ein Punkt, weniger noch, so schien mir, als jeder mathematische Punkt, als ich bemerkte, wie es mich wieder in die entgegengesetzte Richtung zog, in Richtung der Erde. Je mehr ich mich wieder der Erde näherte, desto größer wurde ich wieder. Knapp oberhalb der Oberfläche einer Opaläszierenden Atmosphäre, war ich zum Embryo geworden, gehüllt in eine gläserne Blase. Ich wuchs dahin und wuchs und wuchs und durchlebte mein gesamtes Leben nochmals. Ich wurde nochmals in dem selben schäbigen, zum Krankenhaus umgebauten Kloster in Dachau geboren wie schon einmal, ich durchlief die Schule, durchlebte alle meine Streiche, lernte meine Freundinnen kennen, trennte mich wieder von ihnen oder sie von mir und lernte erneut all die Dinge, durchlief erneut all die Erfahrungen, die mich werden ließen der ich bin. Bis ich den Kopf hob und wieder auf meiner sonnen beschienenen Bank saß, neben der Plakatwand und der Buche. Dieses Erlebnis widerfuhr mir noch viele Male mit jeweils interessanten Variationen. Inzwischen war es Nacht geworden und bald hörte ich schon wieder die ersten Vögel des

neuen morgens singen. Kurz vor Sonnenaufgang erhob ich mich von meiner Bank, streckte die Glieder, steckte eine Zigarette an und ging der aufgehenden Sonne entgegen wie man einer alten Vertrauten entgegen geht. Von hier an, ließ die DOM Erfahrung sich an wie ein starker "gewöhnlicher" LSD Rausch und währte auf diese Weise noch weitere 25-30 Stunden.

Anmerkung:

Eine handfeste DOM Erfahrung ist durchaus etwas Besonderes. Man sollte aber auf jeden Fall sparsam mit solchen Erfahrungen umgehen. Alles, was unter dem Einfluss von DOM erfahren wird, will im Nachhinein auch verarbeitet, vom Geist verdaut werden. Führt man sich DOM Erfahrungen in rascherer Folge zu als sie verarbeitet werden können, führt dies leicht zu Verdauungsstörungen des Geistes. Tiefste Verwirrungszustände bis hin zu psychiatrischen Erkrankung können davon die Folge sein. Jeder Mensch ist, gemäß der Kraft die ihm innewohnt, zur mehr oder weniger raschen Verarbeitung besonderer Erfahrung fähig. Ich selbst zähle mich nicht zu den stärksten, aber auch nicht zu den schwächsten Individuen. In meinem Falle bin ich zur Einsicht gelangt, dass eine hochdosierte DOM Erfahrung alle fünf Jahre, durchaus ausreichend sein kann.

Intracerebral

Die Burg

Ich weiß nicht, ist es noch heute so? Wenn einem jedenfalls früher eine Straftat zur Last gelegt wurde und man konnte dabei auch noch, wenn auch nur im Entferntesten, den Gebrauch illegaler Drogen nachweisen und sei es nur Haschisch oder LSD, lief man Gefahr, dass vom Gericht eine psychiatrische Untersuchung angeordnet wurde um zu ermitteln, ob man während der Tatzeit noch "alle Tassen im Schrank" hatte.

Ich war noch keine 20 und stand im Verdacht, rund 450 Einbrüche begangen zu haben. Ich kann dem Gericht nur dankbar sein, denn ich selbst hatte das Zählen längst aufgegeben. Ob es auch wirklich 450 waren? Kann schon sein. Immerhin war ich damals noch ein sehr tätiger und unternehmungslustiger junger Mann....-

Ich hatte wegen dieser Geschichte bereits einige Monate Untersuchungshaft in der Suchtstation, Krankenabteilung H2 verbracht, als ich eines Morgens nach Straubing, in die psychiatrische Abteilung der Bayrischen Justizvollzugsanstalten transportiert wurde.

Die psychiatrische Abteilung der Bayrischen Justizvollzugsanstalten in Straubing, war (und ist vermutlich noch) eine Art Gefängnis innerhalb eines Gefängnisses. In einer Ecke innerhalb der Mauern des ehemaligen Zuchthauses, heute Justizvollzugsanstalt Straubing, befand sich ein weiteres Mauerquadrat, das nicht weniger hoch war als die Hauptmauer der Anstalt. Innerhalb dieses Mauergevierts befand sich die psychiatrische Abteilung der Bayrischen Justizvollzugsanstalten.

Dort im Hauptgebäude, in dem so gut wie alles weiß oder in Eierschalenfarben gehalten war, gab es zwei große Schlafsäle mit Krankenhausbetten. Außer diesen Schlafsälen gab es rechts im Korridor, der hinaus in einen kleinen Garten führte, noch sechs Türen von Einzelzellen. In

jeder dieser Einzelzellen lag auf seinem Bett festgeschnallt ein Mensch, der nie aus der Zelle hinauskam. Diese Leute durften froh sein, wenn man sie ein Mal im Monat aus ihrem Bett ließ. Diese armen Leute waren dazu verdammt, ihr Leben festgeschnallt in einem Bette zu verbringen und keiner von ihnen durfte das Blau des Himmels sehen oder den Schein der Sonne. Das muss man sich mal vorstellen.

Es war ein grausiges Haus. Einige Berühmtheiten ihrer Zeit traf ich dort an, wie z.B. Bruno, den „Vampir von Nürnberg“. Bruno war seit seiner Geburt taubstumm. Er war zwischen 38 – 42 Jahre alt. Irgendwann in seinem einsamen Leben, hatte Bruno Bücher über Vampirismus in die Hände bekommen und war bei deren Lektüre zu dem Schluss gelangt, er hätte Blut zu trinken nötig.

Dazu hatte er sich zuerst des Nachts in die Leichenhallen der Friedhöfe der Umgebung geschlichen und die steifen Toten angeknabbert. Dies hatte ihn aber nicht sonderlich befriedigt, wie ich mir vorstellen könnte wegen deren geronnenen Blutes, und so hatte Bruno eines Nachts ein Pärchen, dass in warmer Liebe umschlungen auf einer Parkbank saß, hinterrücks erschossen und an ihren Wunden gesaugt.

Frischblut, war nun schon mehr nach Brunos Geschmack und es folgte ein Landarbeiter, und nicht lange danach Brunos Festnahme. Bald saß Bruno verdrossen in dieser psychiatrischen Abteilung der Bayrischen Justizvollzugsanstalten und dürstete nach Blut. Bruno war des Lesens fähig, sonderbarerweise aber des Schreibens nur wenig und so bat er mich unter vielem Gestikulieren, ich möge ihm beim Schreiben an seinen Untersuchungsrichter behilflich sein. Und so verfasste ich in Brunos Namen zahlreiche schriftliche Anträge, in denen er um wöchentliche Rationen von wenigstens 7 Litern frischen Jungfrauenblutes bat, und, sollte dies zu viele technische Schwierigkeiten aufwerfen, dann doch bitte wenigstens 7 Liter gut gerührte Blutkonserven vom Roten Kreuz...-

Erzürnt darüber, dass sein Untersuchungsrichter derlei Anträge nicht einmal einer Antwort für würdig hielt, verletzte Bruno sich mit spitzen oder scharfen Gegenständen die er Gott weiß wo und wie geklaut haben mochte und schrieb mit seinem eigenen roten Blute, böse Verwünschungen an die weißen Wände der Klapsmühle, die alle gerichtet waren an die Adresse seines Untersuchungsrichters...-

Wenn uns abends eine Stunde Fernsehen gegönnt wurde, saß Bruno neben mir und taute immer dann auf, wenn in den Nachrichten zufällig während eines Staatsbegräbnisses oder während anderer Gelegenheiten ein Sarg gezeigt wurde. Dann grinste Bruno breit und zappelte vor Freude auf seinem Stuhl. In meinen Augen, war Bruno ein unheilbarer Fall.

Es gab in dieser psychiatrischen Abteilung der Bayrischen Justizvollzugsanstalten Arbeitstherapie. Wir durften mehrere Stunden täglich, für 1,8 Pfennige pro hundert Stück, Schachfiguren zusammenkleistern und ein grünes Stück Filz auf ihren Boden kleben.

Einen Arzt, hatte ich in den Tagen meines Aufenthaltes in der psychiatrischen Abteilung nur zwei Mal zu Gesicht bekommen. Einmal am ersten Tag und drei Tage später wieder. „Sie sind depressiv“, hatte der Arzt am ersten Tage zu mir gesagt. Wen wunderte dies unter diesen Umständen. Daraufhin hatte der Arzt mir ein Medikament verordnet, dass ich fortan als in Wasser gelöste Tablette morgens und abends gereicht bekam. Eine halbe Stunde nach Einnahme dieser Medizin, sah ich aus wie ein sabbernder Idiot. Ich konnte meinen Mund nicht mehr schließen, mein Unterkiefer hing lose herab als gehörte er mir nicht, ich konnte meinen

Kopf kaum heben und ich hatte Gleichgewichtsstörungen die mich zwangen, nur noch mit nach vorne gestreckten Armen zu laufen. Schlucken, musste ich das Zeug. Es war immerhin, wie man mir sagte, ärztlich verordnet und würde ich mich weigern es zu schlucken, bekäme ich es notfalls mit Gewalt injiziert. Drei Tage später ließ ich mich zum Arzt bringen und bat ihn, mein Medikament abzusetzen. Er tat es ohne weiteres und bemerkte dabei: „Wie ich sehe, geht es ihnen bereits bedeutend besser...“

Nachdem ich 4 Wochen in dieser psychiatrischen Abteilung der Bayrischen Justizvollzugsanstalten zugebracht hatte, wurde ich zur weiteren Untersuchung in das Landeskrankenhaus Haar/Egelfing bei München gebracht und dort in Haus 24, der so genannten "Burg" untergebracht. Die Burg war die geschlossenen Abteilung für geistesranke Kriminelle.

Das Landeskrankenhaus Haar/Egelfing darf man sich nicht als gewöhnliches Krankenhaus vorstellen. Es war vielmehr eine Ortschaft, die aus über 100 Häusern bestand, wovon eben Haus 24 die Burg, die geschlossene Abteilung für geistesgestörte Kriminelle, darstellte.

Haus 24, war ein einstöckiges Gebäude mit spitzem rotem Ziegeldach. Das Haus enthielt zwei Abteilungen. Eine im Erdgeschoss und eine im ersten Stock. Im ersten Stock waren die gefährlicheren geistesgestörten Kriminellen untergebracht. So auch ich.

Haus 24 war von einem sechs Meter hohen Maschendraht umgeben, der an seiner Oberkante eine Rolle von NATO-Stacheldraht trug. An der hinteren Breitseite des Gebäudes, war innerhalb dieses Zaunes noch eine 5 Meter hohe Mauer. Sie umgab den Hof, in dem Patienten eine Stunde pro Tag ihre Runden drehen durften. Oben an dieser Mauer gab es ebenfalls eine Rolle aus Nato Stacheldraht. Durch diese Rolle lief ein zwei adriges Stromkabel. Dieses Kabel war an der Ober- wie an der Unterseite der Stacheldrahtrolle mit dem Stacheldraht verknüpft und innerhalb der Rolle mit zwei Bananensteckern verbunden. Versuchte man diese Mauer zu überwinden, musste man um hoch zu kommen, sich erst an die Rolle NATO Draht hängen. Dabei übte man unweigerlich Zug auf den unteren Teil der Stacheldrahtrolle aus, was zur Folge hatte, dass die beiden Bananenstecker in der Mitte der Rolle auseinander glitten, wodurch ein Funksignal ausgelöst wurde, dass erst zu einem Sender im Zimmer des Stationsarztes ging und von dort aus über einen feuerroten Sender zu allen Häusern des Krankenhauses und zur nahe gelegenen Polizeistation. Es waren Sirenen, ähnlich Luftschuttsirenen, die nach Auslösen dieses Alarmes losheulten. Ärzte und Krankenpfleger der „Burg“, trugen im Brusttäschchen ihrer weißen Kittel ein kleines weißes, rechteckiges Gerät, auf dass sie nur mit der Hand zu tippen brauchten, um den gleichen Alarm auszulösen. Zu all diesen Sicherungsvorkehrungen kam noch hinzu, dass die Burg tagsüber und besonders während der Besuchszeiten, von Männern der Bewachungsfirma Wiedmeier bewacht wurde. Diese Wachleute trugen schwarze Uniformen wie ehemals die SS und an ihren Gürteln trugen sie sichtbar, einen geladenen 38er Colt Trommelrevolver. Es war nicht einfach, aus dieser geschlossenen Abteilung für geistesranke Kriminelle zu entfliehen...-

Durch Zufall war ich dahinter gekommen, wie man den Alarm des gesamten Krankenhauses, einschließlich der Burg, lahm legen konnte. Einer der nicht ganz so irren Patienten, hatte einem der Pfleger das kleine weiße Alarmkästchen aus der Brusttasche entwendet und es dazu benützt, aus Jux ständig Alarm auszulösen. Tippete der Dieb auf sein geklautes Kästchen, heulten sofort im ganzen Krankenhausbereich die Sirenen los und der Hauptpfleger der Burg musste sich ans Telefon setzen um jedes der über hundert Häuser und die Polizeistation davon zu benachrichtigen, dass es sich um einen Fehlalarm handelte. Nach einigen Fehlalarmen, war

durchgeführt werden wie an der Mauer des Hofes.

Wir waren 45 Mann, auf dieser Abteilung im oberen Stockwerk und wie ich hörte, nochmals soviel unten im Erdgeschoss. Die Leute dieser beiden Abteilungen hatten nie Kontakt miteinander.

Auch hier, in diesem Haus 24, gab es im Korridor zum Hof Einzelzellen mit Menschen darin, die ihr Leben vorerst festgeschnallt auf ihrem Bett verbringen mussten. Immer dann, wenn wir in den Hof gingen oder vom Hof kamen, lugte ich durch die Türspione dieser Zellen und nahm nie eine Veränderung wahr. In jeder Zelle, lag auf seinem Rücken ein Mensch, der an Händen und Füßen mit Ledergurten an das Bettgestell geschnallt war.

Auch hier, auf der Burg, gab es unter der Belegschaft einige Berühmtheiten ihrer Zeit, wie z.B. den berühmt berüchtigten Äthermörder. Dieser Äthermörder war ein eher unscheinbarer Knilch mit frischem fröhlichem Gesicht und niemand der ihn sah wäre jemals auf die Idee gekommen gekommen, dass er hinter all den Frauenmorden stak, von denen die Medien wochenlang berichtet hatten. Der Kerl hatte sich mit einem Fläschchen Äther in den Wald begeben und dort Frauen aufauert, sie überfallen und Gott weiß was mit ihnen getrieben. Jedenfalls war noch jede davon hinterher aufgefunden worden, aufrecht stehend an einen Baum gebunden und tot. Klar, hatte ich ihn einige male darauf angesprochen, was er mit den Damen so im Einzelnen getrieben hatte. „Nichts“, antwortete er und sah mich unschuldig an, nichts, habe er mit ihnen getrieben. Weshalb sie dann hinterher alle tot an einem Baum gestanden hätten, hatte ich gefragt. Das wisse er nicht, erklärte er. Als er sie verließ, lebten sie noch. Und was es mit dem Äther auf sich hatte, bohrte ich weiter. Der Frage, wick er stets aus und es war darüber weiter nichts aus ihm heraus zu bekommen.

Dann hatte es noch den zu seiner Zeit Schlagzeilen machenden "Tiefgaragenmörder" gegeben. Dieser Tiefgaragenmörder war nichts weiter als ein zierlich gebauter Mann mittleren Alters, mit einer schneeweißen Stirnlocke im ansonsten schwarzen Harre, gesittet und zivilisiert und in allem ein Gentleman. Er hatte den Liebhaber seiner Frau oder seiner Freundin, ich erinnere mich nicht mehr genau, in einer Tiefgarage erschossen und bestritt das auch nicht. Meiner Ansicht nach war er unschuldig, auch hatte er tatsächlich geschossen...-

Dann gab es auch noch diesen mächtigen, bärenhaften Kerl mit dem Verstand eines Kleinkindes. An beiden Schläfen seines mächtigen Schädels, hatte er eine tiefe Dellen welche die Folgen einer allzu brutalen Zangengeburt gewesen sein mochten. Er schien harmlos zu sein und war, wie ich hörte, schon sein ganzes Leben auf dieser Station. Weshalb man ihn in der Abteilung für geistesranke Kriminelle hielt, war mir schleierhaft, aber es mochte seine Gründe gehabt haben.

Dann gab es noch diesen Verrückten der ständig mit mir fliehen wollte. "Wir brauchen nur einen Bohrer", erzählte er ständig. "Dann könnten wir nachts das Schloss aus der Tür zum Hof bohren und über die Mauer abhauen". Befragt, wie er an den Schlüssel zum Korridor kommen wollte der nötig war um an diese Tür zu gelangen, eröffnete er mir seinen kühnen Plan: Er würde nachts in das Büro des Hauptpflegers schleichen, dem eine über den Schädel ziehen und dann den Schlüssel vom Brett nehmen. Ich bezweifelte das der Kerl auch nur wusste, wo ein Bohrer an einem Schloss angesetzt werden musste um es aufzubohren. Und ohne Bohrmaschine und nur mit der Hand geht das sowieso nicht. Wie soll das denn gehen? Den Bohrer ansetzen und mit den Fingern drehen als bohrte man sich damit in der Nase? Und wie

der Kerl schon aussah. Wie der Glöckner von Notre Dame. Eines seiner Beine war ein Stück kürzer als das andere, wodurch er beim Gehen ständig den Eindruck erweckte, er stiege mit jedem Schritt über einen Balken hinweg. Dann hatte er einen deformierten rechten Arm, dessen Hand immer schräg unterhalb seines Halses fest an seiner Brust zu liegen kam. Um den Arm wieder in eine günstigere Position zu bringen, fasste er diese Hand mit seiner anderen Hand und drehte sie unter lautem Knacken um ihre eigene Achse. Es war schrecklich anzusehen. Wie ein makaberer Zirkusakt. Frau ohne Unterleib und solche Geschichten. Und mit einer solchen Figur sollte ich türmen?!

Eines Abends gab es vom anderen Ende des Schlafsaals her, aus der Ecke in der das Büro des Hauptpflegers war, schreckliches Geschrei. Es stellte sich heraus, dass der Wahnsinnige in das Büro des Hauptpflegers gegangen war, eine riesige elektrische Schreibmaschine vom Schreibtisch genommen und dem Hauptpfleger damit über den Schädel geschlagen hatte. Ich hatte mir hinterher die Schreibmaschine angesehen. Sie war unendlich verbogen und sah aus wie ein Knoten, aus dem wie Borsten einer bizarren Bürste, die Hämmer der verschiedenen Buchstaben hervorragten. Es wunderte mich dann auch, dass der Hauptpfleger nur zwei Wochen im Krankenstand verbrachte...-

Dann gab es da freilich auch noch Kuno. Auch Kuno, war schon seit Kindesjahren in dieser Abteilung. Weshalb, wurde einem deutlich wenn man ihm eine Weile zusah. Kuno lief, vor sich hin brummend und die Arme vor sich gestreckt, schon eine Stunde lang an der Wand hin und her. Plötzlich änderte er seine Richtung, packte einen der ihm am nächsten stand und versuchte dem mit seinen Fingern das Maul auseinander zu reißen. Kam Kuno in meine Richtung, gab ich ihm sofort einen gut gezielten Fausthieb zwischen die Augen. Das drehte ihn dann in eine andere Richtung, in der er mit seinem Unsinn weiter machte. Kuno konnte nicht sprechen. Er gab nur Grunz- und Brummlaute von sich. Kuno konnte auch keine gewöhnliche Kleidung tragen, weil er sie sich stets nach nur wenigen Minuten in Fetzen vom Leibe riss. Man kleidete ihn deshalb in einen Overall aus Segeltuch, der unten vorne und hinten bis zum Nacken offen war. Die Öffnung am Rücken wurde mit Schlüssel verschließbaren Steckknöpfen verschlossen.

Leute gab es, die schon 12 - 20, ja 30 und 35 Jahre und mehr auf dieser Abteilung waren. Rossberger z.B. war schon 12 Jahre dort. Rossberger war ein besonderer Fall. Der wollte gar nicht weg von dieser Abteilung, was mir Anfangs ein Rätsel aufgab, bis ich dahinter kam, dass der Stationsarzt Wladilovsky Rossberger mit Morphiuminjektionen belohnte wenn er ihm steckte, was so alles auf der Abteilung vor sich ging. Lief Wladilovsky durch die Abteilung, rannte flugs Rossberger hinter ihm her und bettelte: "Ach bitte, Herr Doktor, noch eine Spritze. Bitte bitte, doch nur noch eine einzige..." Versuchte man Rossberger gegen dessen Widerstand von dieser geschlossenen Abteilung auf eine halboffene Abteilung zu verlegen, tat er sich stets etwas an was die Ärzte veranlasste, ihn wieder auf die Geschlossene zu verfrachten. Meist, schnitt er sich mit einer Rasierklinge den Arm auf, aber schon so schrecklich, dass man erblasste wenn man die Wunde sah. Wunden von der Schulter bis runter zum Handgelenk, Zentimeter breit aufklaffend. Oder, Rossberger verschluckte Gegenstände. Einmal, verschluckte er eine stählerne Bettfeder und tags darauf einen Fieberthermometer. Ich hätte es nie geglaubt, hätte ich nicht selbst auf den Röntgenaufnahmen sehen können: Der Fieberthermometer war in Rossbergers Magen genau in die Bettfeder gefallen! Ging es nicht anders, wurden derlei Gegenstände aus Rossberger heraus operiert. Sein Bauch und Oberkörper zeigten dann auch kreuzweise die breiten Narben vieler vergangener Operationen. Einmal klaute Rossberger im Arztzimmer eine Packung Tabletten, kam damit zu mir gerannt und fragte, was das für Tabletten seien. Ich las auf der Packung: "Skopolamin" und sagte, "Die

kannst du ruhig schlucken. Die sind gut..." Daraufhin vertilgte Rossberger die ganze Packung. Als am Abend der Arzt den Diebstahl bemerkte, war er seelenruhig im Schlafsaal von einem Bett zum anderen gegangen, bis er bei Rossbergers Bett angekommen war und bemerkte, wie Rossberger halluzinierte. Unter dem Einfluss des Skopolamin glaubte Rossberger stets, an seinem Blickfeldrand Insekten krabbeln zu sehen und immer dann, wenn er hinsah, waren sie weg und wieder am Rande seines Blickfeldes. So warf er stets seinen Kopf hin und her und sah einmal hier hin, einmal dort hin. "Soso", sagte der Arzt. "Hier sind also meine Tabletten geblieben. Gegenmittel, bekommst du keines. Es geschieht dir ganz recht. Und bis die Wirkung vorüber ist, bleibst du im Bett". Und so blieb Rossberger drei Tage lang im Bett festgeschnallt und warf seinen Kopf hin und her, auf der Suche nach den verflixten Insekten, die nie dort waren, wo er gerade hinsah...- Was gab es nicht alles für Käuze, im Haus 24? Manche Leute kamen einem wochenlang völlig normal vor, bis sie einem eines morgens beteuerten, sie seien eine rosarote Schildkröte und schlimmeres...- Waren die Leute, wie schon so manche, 30 - 35 Jahre und mehr auf dieser Abteilung und wurden sie richtig alt, schaffte man sie nach Haus B Abteilung 92, der Sterbestation. Dort gingen sie schließlich, fernab von allen Blicken dieser Welt, stille zugrunde. Ich hatte während meiner Zeit in Haus 24 mehrere solcher Verlegungen nach Abt. 92 miterlebt. Es handelte sich durchwegs um steinalte Greise, Menschen, die ihr ganzes Leben in der geschlossenen Abt. für geistesranke Kriminelle zugebracht hatten. Man stelle sich das mal vor...-

Das am häufigsten verwendete Medikament dieser Abteilung war ein Zeug namens Haloperidol, heute als Haldol bekannt. Ab einer gewissen Dosis Haloperidol wird die Zugabe von Akiniton nötig, weil es sonst zu Nebenwirkung wie Kieferkrämpfen, Krämpfen im Rückgrat und Gott mag wissen was noch alles kommen kann. Eines Tages war es uns Irren gelungen, ein Fläschchen Haloperidol Tropfen zu klauen und sie auf das Abendessen des Hauptpflegers zu schütten. Das war gut durchführbar, weil Haloperidol nur wenig Eigengeschmack hat. Etwa 20 Minuten später, hatte der Mann sich auf den Nachhauseweg gemacht. Er war nicht weit gekommen. Schon 15 Minuten später war er wieder zurück, mit nach hinten gebogenem Rücken, sein Maul weit auf, sein Unterkiefer war seitlich verschoben und seine Augen verdreht. Seine Kollegen verabreichten ihm sofort eine Injektion Akiniton und er war wieder okay....-

Stationsarzt Wladislovsky war ein besonderer Arzt. Wäre er nicht Arzt dieser Station, er wäre einer ihrer Insassen. Wladislovsky, war Amphetaminabhängig, was allen seinen Patienten und selbst seinen Kollegen zu entgehen schien. Ich aber kannte den Redefluss, unter dem solche Leute stehen. Ich kannte auch die Stimmungsschwankungen die mit einer Amphetamingewöhnung einhergehen und ich kannte die kleinen Schaumbällchen von Speichel in den Mundwinkeln solcher Leute und das ewige Mahlen mit den Kiefern. Wladislovsky, verrückt wie er war, sah sich selbst als Maßstab geistiger Gesundheit. Wich man in einer Meinung von der seinen ab, ließ dies in ihm den Verdacht keimen, man hätte vielleicht geistig nicht ganz in Ordnung und bräuchte Medikamente. Und der Mann war gefährlich. Er konnte einen Patienten in der Abteilung töten, ohne das jemand nach den Umständen gefragt hätte. Einen Mann, der unter Klaustrophobie litt, hatte er in den 35 Zentimeter schmalen Zwischenraum zweier Doppeltüren schließen lassen. Als man den Mann nach 2 Stunden wieder aus seiner Lage befreite, war er vor Angst an einem Herzversagen gestorben. Kein Hahn, krächte danach. Als ich zu Wladislovsky sagte, "Ich habe gesehen, was sie mit dem Mann getan hatten und ich werde sie anzeigen dafür", sah er mich nur kurz an und ging weiter. Er wusste, dass er mir, solange ich mich nur zur Beobachtung auf seiner Abteilung befand, gegen meinen Willen keine Medikamente verabreichen durfte. Würde ich aber durch Urteil meiner

bevorstehenden Hauptverhandlung als Patient in diese Abteilung zurück verwiesen, würde mich mein großer Mund mein Leben kosten. Er wusste das und ich wusste es auch. Ich hatte Strafantrag gestellt wegen vorsätzlicher Tötung. Das Verfahren war wegen Mangel an Beweisen eingestellt worden. War ein Patient in einer Sache anderer Meinung als Wladislovsky, und ließ er sich durch Wladislovsky auch nicht von seiner Meinung abbringen, konnte es geschehen, dass der Patient eine Woche lang ans Bett gefesselt wurde und tägliche Injektionen hochpotenter "Gummihämmer auf die Birne" verabreicht bekam. Bei diesen Injektionen handelte es sich meist um so genannte "Cocktails", Mischungen verschiedener Medikamente. Meist waren es Megafen, Atosil und Neurocil, die zu solchen Cocktails gemengt wurden. Ich hatte einige Male diese Mischung zu Versuchszwecken in der Form von Tropfen eingenommen. Sie ist umwerfend. Alleine schon Neurocil, verabreicht in einer Dosis von 40 Tropfen, haut nach 30 Minuten den stärksten Kerl vom Hocker. Mit Megafen, verhält es sich ähnlich. Nur ist hier zum Erreichen desselben Effektes eine höhere Dosis, etwa 150 -200 Tropfen, nötig.

Eines Tages, ich traute meinen Augen nicht, lief eine Frau durch die Abteilung. Es war die neue Stationsärztin. Diese Stationsärztin war es dann, die während meiner Gerichtsverhandlung das Gutachten vorlas, das man über mich gefertigt hatte. Als sie zu der Stelle kam an der stand, mein IQ beliefe sich auf 156, sahen alle Anwesenden im Gerichtssaal betreten zu Boden. Vermutlich hatten sie sich geschämt weil sie plötzlich zu hören bekamen, ich sei intelligenter als sie alle.

Ich wurde freigesprochen. Der Richter war zu dem Urteil gelangt, dass ich während meiner vielen Einbrüche wohl unter Drogeneinfluss gestanden hätte und somit für die Zeit der Tat als unzurechnungsfähig erklärt werden müsse. Ich durfte auf der Stelle nachhause.

Drei Wochen später, lag ich bequem zuhause auf dem Sofa und hörte Radio. Dabei hörte ich in den Nachrichten, dass drei Leute aus Haus 24 geflohen waren. Sie waren durch ein Fenster geflüchtet, dessen Gitter sie angesägt vorgefunden hatten. Es war mein Gitter gewesen. Das Gitter an einem der Fenster des Aufenthaltsraumes, das mit der Ausbuchtung am unteren Ende. Ich hatte bereits einen Gitterstab gänzlich durchgesägt, er musste nur noch zur Seite gebogen werden und einen zweiten über die Hälfte. Die Sägeschnitte hatte ich, damit sie nicht auffielen, mit einem Gemisch aus nassem Toilettenpapier und Zigarettenasche zugleleistert.

Eine Woche später, waren alle drei Ausreißer wieder eingefangen. Sie hatten unterdessen zwei Familien ausgemordet. Eine Familie bestehend aus Vater, Mutter, Tochter und Sohn und die zweite, bestehend aus Opa, Oma, Vater, Mutter und vier Kindern....-

Vor meinem Auftritt in Haus 24 war ich der Meinung, Irre seien eigentlich ganz normale Leute und man könne sie getrost alle frei lassen. Immerhin sehe ich in den Straßen der Stadt in der ich lebe, auch Massen Irrer frei umher laufen. Aber diesen Gedanken konnte ich mir nach meinem Aufenthalt in Haus 24 gut von der Backe kratzen....-

Die Erlebnisse in der psychiatrischen Abt. der Justiz und in Haus 24 hatten mich, als jungen Menschen, tief geprägt. Sie hatten mir die Augen geöffnet über die Allmacht der Psychiatrie in diesem Lande und über das Ausmaß an

Missbrauch, das Psychiater damit treiben. Diese Erlebnisse hatten nicht zuletzt dazu beigetragen, in mir den Wunsch entstehen zu lassen, Deutschland zu verlassen.

Erinnerungen an den Schauspieler W. Hefeteig

Ich erinnere mich an die Zeit, in der ich über einen Araber an dieses fabelhafte weiße Heroinhydrochlorid gekommen war. Tolles Zeug. Nach dem Abdrücken hinterließ es im Rachen diesen feinen medizinischen Geschmack wie er bei gutem Koks üblich ist. Das war Turbo-Pulver. Man konnte es sich den ganzen Tag ballern, einen nach dem anderen. Richtig feines sauberes Zeug. Ich hatte hinterher, auf den diversen Schwarzmärkten dieser Welt, nie wieder so gutes Material gefunden.

Damals ließ ich nur zwei Jungs für mich verticken: Leo und „Take the money and run“. Take the money hatte seinen Namen nicht daher dass er Geld geklaut hatte. Er hatte ihn vielmehr durch seine Dreistigkeit erhalten. Take the money zog sich zB einen weißen Kittel über, zog weiße Schuhe an, hing sich ein staubiges Stethoskop um den Hals und lief damit in München und Umgebung wie ein Arzt durch die Stationen der Krankenhäuser. Valoron Tropfen war es, was er klaute. Damals war Valoron noch nicht mit Naloxon versetzt und man konnte es schadlos Flaschenweise zu sich nehmen. Das Zeug taugte gut als Heroinersatz.

Ich wohnte damals auf der Schwanthaler Höhe in der Golierstraße, gleich oberhalb der Theresienwiese in diesem schrecklichen alten Mietshaus voller verkommener Spießler... (...erinnerst du dich, Wolfgang??)

„Gebt Acht dass euch niemand folgt, wenn ihr zu mir kommt“, hatte ich den beiden eingeschärft. Und dennoch: als ich eines Tages nachhause kam, stand ein roter Sportwagen vor meiner Tür. Darin saß, dicken fleckigen Kopf und rote Haare, der heute redlich berühmte Schauspieler Wolfgang Hefeteig. Er war Take the money heimlich gefolgt und wollte nun Heroin von mir direkt kaufen. „Wende dich an Take the money“, hatte ich gesagt. "Von dem kannst du kaufen. Von mir kriegst du nichts". Aber der Kerl war hartnäckig und anhänglich wie eine Zecke und am Ende musste ich, schon um ihn wieder loszuwerden, doch direkt an ihn verkaufen.

Jahre später, ich lief gerade vor der Chelsey Drugstore in London umher, kam mir Hefeteig über den Weg. Er war gerade dabei, von den Leuten vor der Apotheke Methadonampullen zu kaufen. Was er in London triebe, fragte ich ihn. Er besuchte gerade eine Londoner Schauspielerschule. Schauspielern kann er trotz all dem noch heute nicht. Er zieht vor der Kamera stets dieselbe Fresse. Erinnert ihr euch? In dem Film "Das Schiff", in dem es um ein Boot im Krieg ging, hatte er eine seiner ersten Rollen, zusammen mit Grölemeier. Der kann übrigens auch nicht schauspielern. Egal was die Szene erfordert, er guckt stets nur drein als wunderte er sich irgendworüber. Vermutlich wundert er sich ununterbrochen darüber, weshalb man ihm noch nicht die Tür gewiesen hat. Und Hefeteig lacht vor der Kamera nur immerzu. Außer zu lachen, bringt er nichts zustande. Na schön. Stünde ich breit und wohligh vor der Kamera, lachte ich vermutlich bei jeder Szene auch nur stets....

London war eine eigene Sache. Zu der Zeit gab es dort, im Gegensatz zu Germany, bereits Methadonprogramme. Was hatte ich nicht alles angestellt um in dieses Londoner Methadonprogramm zu kommen?! Erst müsse ich mich, erzählte man mir, beim

Gesundheitsamt registrieren lassen. Danach müsste ich dann an eine gewisse Adresse, wo Methadon ausgegeben würde. Tatsache war, die Brüder schickten mich ständig nur im Kreis und am Ende war mir nichts anderes übrig geblieben als die Ärzte in Harley street, gleich oberhalb des Piccadilly circus, aufzusuchen. Noch nie zuvor hatte ich so viele Ärzte in ein und der derselben Straße gesehen. In jedem Haus der Harley street gab es gleich mehrere Ärzte. Klar. Sie verdienten gut. Bei diesen Ärzten der Harley street lief es so ab: Man zahlte dem Arzt 50 Pfund, damals etwa 100 Euro, für ein Wochenrezept. Dafür schrieb er einem aber auch Heroinampullen auf und nach Wunsch sogar Kokain. In der Chelsey Drugstore, die einzige Apotheke in der man solche Rezepte einlösen konnte, kostete eine Ampulle Heroin etwa 5 Euro. Das waren klargläserne, durchsichtige Ampullen mit einem Häufchen weißem Pulver darin und einem Etikett darauf, auf dem stand: „Diacethylmorphine (Heroin) 96% 20 mg. Caution! Deadly poison“. Man knackte die Dinger und konnte sich das Pulver entweder in Wasser lösen und knallen oder man schnupfte oder rauchte es. Die Chelsey Drugstore gibt's schon lange. In „You cant allways get what you want“, singen die Rolling Stomes davon: ...and I went to the chelsey drugstore to get your prescription filled.... Heroin, gab es in der Drugstore in Ampullen. Hatte der Arzt Kokain verordnet, schaufelte der Apotheker das Zeug mit einer kleinen Bonbonschaufel aus einem Sack und reichte es dem Kunden in einen papierenen Umschlag.

Die Drugstore befand sich ebenfalls oberhalb des Piccadilly circus, an dem dann praktischerweise auch gleich die Drogenszene sich beffand. Dort war es so heiß, dass die Ameisendealer ihr Zeug in kleine Kunststoffbällchen verschweißt im Mund trugen. Kaufte man, wechselte das Zeug den Besitzer per Kuss.

Es heißt immer, der englische Bobby trüge keine Schusswaffe. Die braucht er auch nicht. Er hat dafür am Kragen seines Uniformhemdes ein Sprechfunkgerät, klein wie eine Streichholzschachtel. Damit verfolgt er zB Personen durch die Strassen: "Jetzt geht er in deine Richtung Jack. Noch wenige Sekunden und du wirst ihn sehen...". Spricht ein Bobby über dieses kleine Sprechfunkgerät den richtigen Code, wimmelt es binnen Sekunden von Männern in Zivil mit Schusswaffe in Händen. Ich hatte mehrmals das Vergnügen, einem solchen Schauspiel beizuwohnen. Im Ernstfall ist der englische Bobby binnen Sekunden von bewaffneten Kollegen umgeben.

So vergehen die Jahre, so fließen sie dahin. Ich sitze hier und schreibe diese Zeilen, während Hefeteig im Knast sitzt, wie ich höre wegen Fahren unter Einfluss oder Fahren ohne Führerschein, ich weiß nicht mehr genau. Ich hatte es kürzlich im Radio gehört.

Hallo Wolfgang! Lästige Laus! Sei begrüßt!

Intracerebral

Das endgültige Ticket

Als Karl von seinem Abend mit Margaretha nachhause kam, sah er noch rasch in seinen Briefkasten und da lag er dann, der Brief, den er angstvoll so lange schon erwartet hatte. Als er den Aufdruck des Absenders studierte war ihm, als griffe eine eiskalte Hand in seine Eingeweide. „Landesgesundheitsbehörde“, war in dem Aufdruck zu lesen, „Abteilung für Geistige Hygiene“.

Als wenig später Karl mit bleichen und nikotingefärbten Fingern den Brief aus seinem Umschlag nahm, bestätigten sich seine Befürchtungen. Er war von der Behörde zu einer Untersuchung vorgeladen worden. Hätte er sich nur mit den Morphinverschreibungen Doktor Müllers zufrieden gegeben und sich nicht auch noch Morphin von Doktor Agnes verschreiben lassen. Aber man hatte eben nie genug. Was wussten diese Ärzte schon von den Dosen, die Morphinisten nötig hatten. Diese Ärzte kannten nur chronische Schmerzpatienten die womöglich auch mit einem Placebo Zäpfchen zufrieden zu stellen wären. Jetzt waren die Durchschläge der verschiedenen Morphinrezepte bei der Gesundheitsbehörde gelandet, waren dort elektronisch gelesen worden und sein Name war innerhalb eines zu kurzen Zeitraumes zu häufig vorgekommen. Also hatte das System die betreffenden Durchschläge auf den Schreibtisch des nächsten Sachbearbeiters befördert und der hatte Karl nun diese Aufforderung geschickt.

Karl konnte sich dieser Aufforderung nicht entziehen. Entzöge er sich ihrer und erschiene er nicht bei der Behörde, wäre es nur eine Frage der Zeit bis er von der Hygienepolizei festgenommen und zwangsweise vorgeführt würde. Die Aufforderung zu Erscheinen belief sich auf den 16. Noch zehn Tage bis dahin. In diesen zehn Tagen sich von Morphin zu entziehen, herabdosieren etwa, hatte keinen Zweck. Dazu war die Zeit zu knapp. Er würde der Aufforderung nachkommen und versuchen, die Untersucher zu täuschen. Karl wollte nicht auf die Inseln. Er wusste wohl nicht was genau es bedeutete, auf "Die Inseln" gesandt zu werden, aber er glaubte den Gerüchten die davon sprachen, es handele sich um eine medizinische Versuchsanstalt. Er wollte nicht auf diese Inseln. Er kannte eine Reihe Menschen die dorthin verschwunden waren. Aber außer Heinrich, war keiner mehr wiedergekommen.

Zwei Jahre, war Heinrich weg und als er wieder kam, schien er etwas sonderbar. Still war er geworden. Er lebte nur für sich alleine und man sah ihn nie in Gesellschaft. Einige Male hatte Karl versucht mit ihm zu sprechen, ihn auf Die Inseln anzusprechen und was dahinter steckte. Aber Heinrich bekam nur diese Angst in den Augen die sich über seine Pupillen zog wie ein Schleier und stotterte, dass er unterschrieben hätte, mit niemanden darüber zu sprechen.

Karl öffnete die Tür zum Balkon und trat an die frische Luft hinaus. Unter ihm, quälte der Nachtverkehr sich vorüber. Gerade löste eine Straßenbahn sich unter lautem Klingeln von ihrer Haltestelle und wanke auf eisernen Schienen davon als wäre sie angetrunken. Linie 20, dachte Karl. Die Ringbahn, die 24 Stunden am Tag den Stadtkern umkreiste. Die Autos unter

ihm, wiewohl wahrscheinlich von verschiedenen Fabrikaten, sahen alle gleich aus. Die geringen Unterschiede in ihrer Form fielen kaum mehr auf. Auch hatten sie keine Farben mehr, wie Autos sie früher hatten. Es gab kein Rot mehr, kein Gelb, kein Blau, kein Grün. Die Autos von heute hatten alle die Farbe von Schatten. Grau, Dunkelgrau, Dunkelblau, Graublau, Dunkelgrün, Graugrün. All diese Autos trugen ab Weck einen Transponder, ein Gerät, dessen Signale von Satelliten gelesen und in die Datenspeicher der Sicherheitsorgane reflektiert wurden. Somit wussten die Sicherheitsorgane der Partei zu jeder Zeit, wo ein jedes mit Transponder versehenes Fahrzeug sich befand. Kraftfahrzeugsteuer war abgeschafft. Man bezahlte nach zurückgelegten Kilometern, deren Zahl über Transponder zu den Satelliten gesandt und von dort in die Datenverarbeitung des Finanzamtes gespiegelt wurde.

Viel hatte sich verändert in den 20 Jahren in denen Karl wieder dem Opiat zusprach. Der Mehrparteienstaat, ohnehin lange Zeit nur noch eine schlechte Tarnung des diktatorischen Führerprinzips, war längst diesem Prinzip gewichen. Von allen Plakatwänden, ja nahezu von allen Häuserwänden, sah das Bild von Georg dem III herab. „Georg der III. Unser Führer“, schriegen die Aufschriften einem entgegen. Es gab keine Personalausweise mehr und keine Reisepässe, keine Führerscheine, Lohnsteuerkarten, Steuererklärungen. Es gab keine Zeugnisse, Diploms, keine medizinische Anamnese, keine geschriebene Lebensläufe. All diese Daten, einschließlich des Genomtyps, der Blutgruppe, der Finger- und Fußabdrücke, Irisscans, die gegenwärtige finanzielle Situation, ein GPS Sender und Empfänger und vieles mehr, waren auf IMC's untergebracht. Rund 80 Prozent der Bevölkerung besaß bereits einen solchen IMC, einen implantierten Mikrochip. Alles, wovon die Existenz eines Bürgers abhing, war auf seinem IMC gespeichert. Nicht dass es gesetzlich vorgeschrieben wäre, einen solchen Chip zu haben. Niemand zwang einen dazu. Es war nur schwer eine Krankenversicherung oder auch nur irgendeine Versicherung zu finden die einen noch versicherte, besaß man keinen IMC. Auch Arbeitgeber, die einen ohne Chip einstellten, wurden immer seltener. Man konnte ohne Chip seine Steuern nicht bezahlen und hatte früher oder später die Fahnder des Finanzamtes im Hause die alles auf den Kopf stellten und kräftig Nachzahlung forderten. Man konnte ohne Chip keine Schule mehr besuchen, keine Ausbildung mehr absolvieren. Man bekam ohne Chip kaum mehr ärztliche Versorgung oder Apothekenpflichtige Medikamente. Man konnte sich ohne Chip auf der Strasse und bei Verkehrskontrollen kaum mehr ausweisen und es war ausschließlich von der Willkür der Sicherheitsbeamten abhängig, ob sie veraltete papierene Ausweisdokumente akzeptierten oder einen zur Identifikationskontrolle mit zur Wache nahmen, was mitunter Tage dauern konnte. Da Papiergeld immer seltener wurde, konnte man ohne Chip kaum mehr Einkäufe tätigen. Gehälter, wurden auf den Chip geladen und Kosten in Geschäften direkt davon abgerechnet.

Satelliten, nahmen zu jeder Sekunde die geographische Position eines jeden mit Chip versehenen Bürgers wahr und speicherten in Echtzeit in die Datenspeicher der Partei. An jeder Häuserecke, an allen Türen, Toren, Eingängen von Geschäften Kinos, Restaurants und öffentlichen Verkehrsmitteln, hingen kleine Lesegeräte, die automatisch den Chip eines jeden Passanten lasen, auswerteten und die Ergebnisse in die Datenspeicher der Sicherheitsorgane strahlten. Man nannte diese Mikrochips allerdings nicht Mikrochips. Man nannte sie Berechtigungssysteme. All das diente der Sicherheit des Bürgers, wie die Partei proklamierte. All dies führte aber auch zu geschickt operierenden Untergrundorganisationen von denen man nie wusste inwieweit es sie und ihre Aktionen wirklich gab oder inwieweit deren Existenz und

Aktionen von der Partei nur vorgetäuscht wurden. Sicher war, dass Untergrundorganisationen und deren Aktionen, ob nun echt oder vorgetäuscht, ungewollt beträchtlich am Machtzuwachs der Partei beitragen.

Karl hatte kein Berechtigungssystem. Die kleinen Teufel und ihr Einsatz unter die Haut kosteten Geld und Karl hatte nie welches. Oder zumindest hatte er nie welches übrig. Morphinist sein war teuer in dieser modernen Gesellschaft. Man war abhängig von Untergrundorganisationen die Medizin beschafften. Je mehr gesellschaftliche Angelegenheiten unter die Kontrolle der Partei gerieten, desto mehr Dienste wurden von Untergrundorganisationen angeboten. Solche Organisationen schufen notfalls sogar die Möglichkeit einer Herztransplantation. Viele Operationen fanden nicht mehr in Krankenhäusern statt, sondern in leer stehenden Gebäuden oder in Tunnels still gelegter U-Bahn Strecken.

Besonders im Gesundheitswesen, wurde die Kontrolle rigoros ausgeübt. Menschen mit angeborenen oder erworbenen psychiatrischen Leiden unterschiedlicher Grade waren dahintergekommen, dass die Behandlungsmaßnahmen des Gesundheitswesens vielerlei Interessen dienten, nur nicht den Interessen der Patienten nach Gesundheit. So hatten diese Menschen sich selbst Medikamente gesucht und gefunden, von denen viele per Gesetz verboten waren und der Besitz oder gar der Handel damit schwer bestraft wurde. Da diese Medikamente halfen, wollten die betroffenen Menschen nicht mehr davon lassen. Diesen hang zu ihrem Medikament präsentierten die Gesundheitsbehörden dem Volk aber als „Sucht“ nach dem Medikament. Es war die Ansicht verbreitet worden, die Menschen hingen diesen Medikamenten nicht nach weil sie ihnen gut taten, sondern weil den Medikamenten eine böse Kraft innewohne die machte, dass man immer mehr danach verlangte. Für Menschen, die sich auf solche Weise mit derlei Medikamenten selbst medikamentös behandelten, schuf die Regierung eine Sonderbehandlung die sie Substitution nannte. Diese Sonderbehandlung war weiter nichts als eine verdecktes eugenisches Programm das dazu diente, diese Kategorie Kranker lautlos und unterhalb der Bildoberfläche aus dem Leben zu schaffen.

Untergrundorganisationen lieferten fast alles. Was sie jedoch nicht liefern konnten, waren funktionstüchtige, gefälschte Berechtigungssysteme.

Die U-Bahn Strecke Von Marienplatz bis Haltestelle Die Freiheit einschließlich der Haltestelle Universität dazwischen, war schon seit Jahren stillgelegt. Strom- und Wasserversorgung waren in diesem Teil der Stadt abgedreht. Es war die Zone, in welcher der Untergrund operierte. Inzwischen hatte jede größere Stadt solche Zonen. Man betrat sie nicht entlang den Straßen und durch die Kontrollpunkte der Sicherheitsorgane. Man betrat sie über verborgene Einstiege oder stillgelegte U-Bahn Strecken. Diese Einstiegsstellen hielten nie lange vor. Es war stets nur eine Frage der Zeit, bis Sicherheitsorgane sie entdeckt und zerstört, oder überwacht hatten.

Karl kannte den Weg wie seinen ehemaligen Schulweg. Er nahm die U-Bahn vom Hauptbahnhof bis zum Marienplatz und stieg dort aus. Noch bevor die Menge die mit ihm ausgestiegen war sich in alle Richtung verlaufen hatte und die Gesichtsscanner an den Decken der Haltestelle Gelegenheit fanden sich auf einzelne Personen einzustellen, glitt er in die Richtung aus der die Bahn gekommen war ins Dunkel des Fahrtunnels zurück. Dort wartete er, bis die Bahn an der Haltestelle wieder angefahren und ihr Fahrgeräusch im anderen Ende

des Tunnels sich verloren hatte. Man benötigte Stille auf diesem Weg um auf Geräusche zu lauschen, die entweder von Leuten der Organisation, oder aber von Leuten der Sicherheitsbehö

de stammen konnten. Von der Decke rieselte aus alten geborstenen Abwasserrohren Wasser auf Karls Schultern herab. Hie und da huschten Ratten und wichen geschwinde seinen Fußtritten aus. Es waren nur etwa 300 Meter bis zur Treppe, die auf das alte Universitätsgelände führte. Von da an ging der Weg an Ruinen vorbei und an leer stehenden Häusern mit zerschossenen Fenstern. Diese gesamte Zone der Stadt war von der Partei fälschlicherweise ausgegeben worden als verseucht durch die ansteckende und gefürchtete Immunsystemerkrankung.

Kaum ein Bürger und schon gar keiner mit Berechtigungssystem, wagte sich jemals hierher. Ob Lüge oder Wahrheit, wussten nur die höheren Ränge der Partei und so wagten auch keine Sicherheitsorgane mehr, diesen angeblich von Krankheit verseuchten Teil der Stadt zu betreten. Hier war Interzone, die Zwischenzone, in der Kontakt zwischen Bürgern und Untergrundorganisationen möglich war. Hier wurden Pläne besprochen, Operationsorte und Operationstermine vereinbart. Hier bekam man alle Medikamente die zum Überleben unerlässlich waren. Seitdem dieser Teil der Stadt evakuiert wurde, hatten Katzen sich angesiedelt. Ungewöhnlich große und starke Tiere die nicht davor zurückschreckten, im Rudel auch erwachsene Menschen anzugreifen. Stand des Nachts der Wind günstig, hörte man sie bis zur Stadtmitte schreien. Wie Schreie gefolterter Säuglinge klangen ihre schauerlichen Rufe. Auch die Anzahl der Ratten hatte in diesem Teil der Stadt drastisch zugenommen. Sie standen in ihrer Größe den Katzen in nichts nach.

Bis hin zur U-Bahn Haltestelle Die Freiheit waren es nur noch wenige Meter. Sammy, jung und geschmeidig wie ein Panther, kam auf Karl zugelaufen und legte freundschaftlich ihren Arm um seine Schultern. „Was darf es heute sein, Karl? Wie immer? Nein, warte. Ich habe etwas Besonderes für dich“. Mit diesen Worten griff sie in ihre Tasche und reichte Karl ein kleines, mit Gummistöpsel verschlossenes Glasröhrchen ähnlich den Glasröhrchen, in denen Backaroma verkauft wurde. Bläuliche Kristalle, fluoreszierten in dem Röhrchen. „Ist ganz neu“, reagierte Sammy auf Karls fragenden Blick. „Es ist eine Diazethylmorphinvariante besonderer Art. Die Wirkung hält mitunter mehrere Wochen an und ist sehr ungewöhnlich. Du wirst sehen“. „Wochen lang“, dachte Karl? In 9 Tagen musste er bei der Untersuchung sein. Das hieße, er würde vielleicht unter dem Einfluss dieses Zeugs dort erscheinen. Aber was soll es auch? Wenn man es darauf anlegte und ihm Naloxon injizierte, käme man ohnehin dahinter wie es um ihn bestellt stand. Karl holte sein Besteck hervor. Er öffnete das Glasröhrchen und gab die Kristalle in seinen Löffel. Er gab ein wenig Wasser hinzu und siehe, die Kristalle lösten sich wie Schnee in der Sonne. Zurück blieb eine bläuliche, leicht fluoreszierende Lösung. Als Karl die Nadel aus seinem Arm zog war ihm, als schläge ein Paukenschlegel auf seinen Bauch. All seine Gedanken und Gefühle, all sein Innenleben, tauchten mit einem Male wie in ein Meer von Glycerin. Als er aufstand und zu Sammy trat, glaubte er, 20 Zentimeter über der Erde auf einem Polster aus warmer Luft zu laufen. „Das ist wirklich großartiges Zeug“, sagte er, mit Pupillen, klein wie Stecknadelköpfe. „Ja, nicht wahr“, antwortet Sammy. „Wir nennen es ‚Das endgültige Ticket‘“.

Zurück in seiner Wohnung, schaltete Karl sein Stereogerät ein, legte sich entspannt aufs Sofa und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Merkwürdig, welche Worte und Parolen die Partei in letzter Zeit ausgegeben hatte. Sie waren wie Memes,

<http://pespmc1.vub.ac.be/MEMIN.HTML>

<http://www.rubinghsience.org/memetics/dawkinsmemes.html>

geistige Viren von höchster Virulenz. Kaum über die Medien ausgegeben, verbreiteten sie sich in Windeseile bis in die letzten Winkel des Landes. Wortverdrehungen meist. Worte, deren Sinn auf den Kopf gestellt worden war, wie beispielsweise Freiheit. Je mehr die Menschen von ihrer Freiheit sprachen die sie durch den Führer gewonnen hätten, desto weniger gab es sie, ohne dass allerdings jemand sich dessen bewusst geworden wäre. Oder „Berechtigungssystem“. Diese Bezeichnung erweckte den Eindruck, es handele sich um eine Vergünstigung. Wozu berechtigte dieses Berechtigungssystem? Es berechtigte dazu, in jeder Lebenslage kontrolliert, gegängelt und tyrannisiert zu werden. Einen Effekt von Opiaten gab es, den Karl schon seit Jahren studierte. Je mehr, wie in letzter Zeit geschehen, Memes der Partei in Umlauf gebracht wurden, desto mehr wurde ihm dieser Effekt bewusst. Opiate schienen auf Memes ähnlich zu wirken wie Antibiotika auf räumliche Erreger. Wohl wurden Memes nicht durch Opiat abgetötet, aber es wurde ihnen, wie Karl schien, der Zugang zum Nervensystem verwehrt. Es war als nützten Memes dieselben Andockstellen im Nervensystem wie Opiate und war Opiat anwesend, fanden sie ihren Zugang versperrt. Opiat, ein Antagonist geistiger Viren? Lag hierin vielleicht einer der Gründe weshalb die Verbreitung von Opiat seitens der Partei so sehr unterdrückt wurde? Karl reckte sich auf seinem Sofa. Sammys Zeug war wirklich gut. Und wenn es auch noch mehrere Wochen anhielt, wie sie behauptet hatte, dann gab es auf dieser Welt kein Besseres. Weshalb das Zeug wohl, wie Sammy gesagt hatte, ‚Das endgültige Ticket‘ hieß? In Gedanken an Das endgültige Ticket sank Karl langsam in einen tiefen traumreichen Schlaf. Als er am nächsten Morgen erwachte, pulsierte ‚Das endgültige Ticket‘ noch stets und in unverminderter Stärke durch seinen Körper. Ihm war, als flutete es mit jedem Herzschlag aufs Neue in sein Nervensystem.

Aber noch etwas anderes war geschehen. Noch nie zuvor hatte Karl seinen Geist so frei gefühlt, so befreit von allem, was nicht das Seine war. Noch nie zuvor war Karl so sehr Herr seiner Sinne, Herr seiner Gedanken, seines Geistes wie an diesem Morgen. Weshalb, so fragte er sich, sollte er sich wegen des bevorstehenden Termins bei der Gesundheitsbehörde Sorgen machen? Weshalb sollte er überhaupt dort erscheinen? Weshalb ging er nicht einfach in den Untergrund, zu Sammy und den anderen Leuten? Was hatte er zu verlieren? Er würde sich von niemand verabschieden, auch nicht von Margaretha. Er würde eine Reisetasche mit einigen Sachen mitnehmen und das war alles. Seine Wohnung, würde er einfach zurücklassen. Ihre Einrichtung stammte größtenteils vom Sperrmüll und sie enthielt nichts wertvolles das sich schwer ersetzen ließe.

Es regnete an dem Morgen, an dem Karl sich auf den Weg machte. Was hatte er zu verlieren? Seine Freiheit etwa? Die hätte er, bedachte er die Umstände unter denen man heutzutage gezwungen war zu leben, höchstens zu gewinnen. In der leicht hin und her schwankenden U-Bahn die zum Marienplatz führte, drückte Karl seine Reisetasche fest an sich...-

Der Bahnsteig der U-Bahn Haltestelle Marienplatz war von Sicherheitsagenten umstellt. Sie schleusten alle aussteigenden Passagiere zu einem Ausgang, der zum östlichen Rande des Marienplatzes führte. Alle anderen Ausgänge hatte man versperrt und auch der Weg in den

Fahrtunnel, der Karl zu den Ausgängen in die Zwischenzone geführt hätte, war von Agenten des Sicherheitsdienstes verstellt. Schon auf der Rolltreppe nach oben, wehte Karl leichter Brandgeruch entgegen. Als er dann oben auf der Straße stand und die Häuserzeile entlang in die Richtung der Zwischenzone blickte, sah er die dicken, schwarzen Rauchwolken von dort emporsteigen. Durch die Rauchschwaden hindurch, konnte Karl hin und wieder einen der olivgrünen Kampfhelikopter des Friedensheeres sehen. Gelegentlich trug der Wind ihm das rasche Knarren von Maschinengewehrsalven zu. Wie das Knarren alter Lederschuhe, so hörten aus der Ferne die Salven sich an. Sie wurden gefeuert aus den Bordwaffen der Helikopter in einer Folge von 160 Schuss pro Sekunde. Während Karl an der Straße stand, seinen Blick entlang der Häuserzeile in die Richtung der Zwischentone gerichtet, fiel ihm auf, dass er als einziger diese Geschehnisse beobachtete. Keiner der vielen anderen Bürger die sich auf der Straße befanden, war stehen geblieben um in die Richtung der Zone zu sehen. Gerade war Karl sich dieses Umstandes bewusst geworden, als er angesprochen wurde. Zwei Sicherheitsbeamte in zivil forderten seine Personalien. „Sie führen kein Berechtigungssystem?“ eröffnete einer der Beiden das Gespräch. „Dürfen wir Ihre Ausweispapiere sehen?“ Karl griff in seine Jackentasche und überreichte dem Mann einen zerfledderten Personalausweis. Der Stempel, der halb auf dem Ausweisfoto zu sehen sein müsste und halb auf dem Ausweispapier, war mit der Zeit vom glatten Hochglanzpapier des Fotos abgerieben worden. Der Sicherheitsbeamte holte ein kleines Gerät aus seiner Tasche und tippte Karls Personalien ein. Kaum war dies geschehen, als sein Kollege eine Pistole aus seinem Gürtel zog. Der erste Sicherheitsbeamte steckte sein Gerät weg. „Sie müssen leider mit zum Büro“, sagte er und legte Karl Handschellen an.

„Sie sind für den 16. zur Amtsärztlichen Untersuchung vorgeladen“, sagte der Kommissar, drehte den Monitor seines Computers zur Seite und blickte Karl geradewegs ins Gesicht. „Sie haben eine Reisetasche bei sich, gefüllt mit einiger Kleidung. Wollten Sie verreisen?“ Noch bevor Karl antworten konnte, fügte der Kommissar hinzu, „Damit Sie Ihren Termin bei der Gesundheitsbehörde nicht versäumen, werden sie bis dahin unser Gast sein“.

Karl wurde in eine der Einzelzellen im weiten Baukomplex des Sicherheitsdienstes untergebracht.

Als er am nächsten Morgen dort wach wurde, stellte er zu seiner Verwunderung fest, dass Das endgültige Ticket noch stets durch sein Nervensystem pulsierte. Es war aber nicht so als spielte dabei irgendein Wirkstoff eine Rolle. Es verhielt sich vielmehr so dass Karl sich dabei nur stark und gesund fühlte. Von einer berausenden, einer euphorisierenden oder gar betäubenden Wirkung dagegen, war keine Spur. Alles was er fühlte, war er selbst. Es war, als hätte Das endgültige Ticket Dämme in ihm beseitigt, Kräfte umarrangiert und neu geordnet. Während der nächsten Nacht in der Zelle des Staatssicherheitsbüros hörte Karl aus der Ferne Schreie durch die Mauern dringen. Für einen Augenblick war ihm, als hätte er darunter die Schreie einer Frau vernommen. Ihm schien für einen Moment, als wäre es Sammys Stimme gewesen.

Gefoltert, wurde in der neuen Gesellschaft nicht. Man hatte Folter umdefiniert und alle Praktiken die der Staatssicherheitsdienst anwandte nicht als Folter kategorisiert. Die Schmerzensschreie, die Karl während seiner Nächte in der Zelle des Staatssicherheitsbüros hörte, stammten folglich nicht von Gefolterten, sie stammten von Vernommenen.

Man lähmte die Atemmuskulatur eines zu Vernehmenden mit Curare und beatmete ihn danach künstlich mithilfe einer Beatmungsmaschine. Das Atemgerät wird an einen

Lügendetektor gekoppelt. Sobald während einer Befragung der Lügendetektor auf eine Unwahrheit verwies, stoppte für einige Zeit die Funktion der Beatmungsmaschine. Das Opfer gerät in Atemnot, empfindet alle Ängste eines Erstickungstodes und ringt nach einer Geschichte die so viel Wahrheit enthält dass der Lügendetektor das Beatmungsgerät nicht wieder deaktiviert.

Diese Technik galt keineswegs als Folter. Sie galt als Vernehmungstechnik. Es war das alte Sprachspiel, das die Partei so gut beherrschte. Man vertauschte Worte, entledigte manche ihres Sinnes und gab ihnen neue Bedeutung. So waren Worte und deren Bedeutung zum absoluten Machtinstrument geworden, mit dem man bis in die Gedanken der Bürger vordringen konnte. An einem der Tage seines Aufenthaltes im Gebäude des Sicherheitsdienstes, wurde Karl zu einer „Befragung“, wie es hieß, aus seiner Zelle geholt. Jagdtrophäen, hingen an den Wänden des Befragungszimmers. Konservierte und ausgestopfte Tierköpfe, Antilopen mit geschraubtem Gehörn, Rotwild mit Geweihen und Großkatzen mit geblecktem Gebiss, blickten mit gläsernen Augen auf Karl herab. Hinter einem Schreibtisch saß eine junge Frau mit kurzen blonden Haaren und zarten hohen Wangenknochen. Sie öffnete einen Aktenordner und sah Karl ins Gesicht. „Haben sie noch Familie“? Karls Gedanken schweiften zurück zu jenem Bauernhof in den Bergen, in dem er die ersten Jahre seiner Kindheit verbracht hatte und in die Stadtwohnung, die er zusammen mit seinen Eltern später bewohnte. Bilder des großen Brandes, in dem seine Eltern den Tod fanden, stiegen in ihm empor. „Nein“, antwortete Karl verträumt. „Ich habe keine Familienangehörigen mehr. Sie sind alle tot“. All die restlichen Fragen drehten nur noch um Karls Ausbildung, welche Schulen er besucht hatte und mit welchem Erfolg. Kaum begonnen, war die Befragung auch schon vorüber und Karl wurde zurück in seine Zelle gebracht. In der Zelle zurück, holte Karl sich nochmals das eben verlaufene Gespräch in Erinnerung. Sonderbar, welcher Abstand doch bestanden hatte zwischen ihm und der jungen Frau. Es war Sammys Stoff, der noch stets durch sein System kreiste, der diesen Abstand zuwege gebracht hatte. Zwar hatte Karl alle Fragen der jungen Frau klar und wahrheitsgetreu beantwortet, aber sie hatte während der ganzen Befragung keine Chance, zu Karls Gedanken vorzudringen. „Das endgültige Ticket“, wie Sammy den Stoff genannt hatte, hatte zwischen ihm und der jungen Frau eine Barriere errichtet, die nur er zu durchdringen vermochte, sie aber nicht. Am Morgen des 16., Karl lag noch in Schlaf, wurde die Türe seiner Zelle geöffnet. „Stehen sie auf“, befahl eine Stimme, „und halten sie sich bereit. Sie gehen gleich auf Transport“. Zehn Minuten später stand Karl reisefertig an der geöffneten Zellentüre in der Annahme, man brächte ihn nun zur Gesundheitsbehörde. Verwunderung war groß, als zwei Sicherheitsbeamte erschienen, ihn mit Handschellen fesselten und einen schwarz gefärbten Sack aus undurchsichtigem Leinen über seinen Kopf stülpten. Flankiert von den beiden Sicherheitsbeamten, wurde Karl durch hallende Korridore hinaus ins Freie geführt.

Wird fortgesetzt.....

Die Insel

Erweiterung von "Das endgültige Ticket".

Außer eines gesicherten Teiles des Strandes, wimmelten die Wasser um die Insel von Haien. Die Tiere blieben gerne um die Insel, da das Futter reichhaltig war und gut. An klaren Tagen konnte man von der Südspitze der Insel als dunklen Streifen am Horizont das Festland erkennen.

Seitdem am Festland die WAG und Führer Georg III die Macht ergriffen hatte, war viel verändert worden. So war die alte Form der Todesstrafe, die tödliche Injektionsspritze, zugunsten der Insel abgeschafft worden.

Die zum Tode Verurteilten wurden auf den westlichen Teil der Insel untergebracht, wo die vor Haien gesicherten Strandabschnitte sich befanden. Dort lebten verurteilte Männer zusammen mit verurteilten Frauen. Fehlte es zeitweilig an Mitgliedern eines Geschlechts, wurde die fehlende Zahl aus den Reihen der straffällig gewordenen Prostituierten des Festlandes rekrutiert. Das Leben auf diesem westlichen Teil der Insel, Dem Strand, war gut und die Nahrung reichlich. Arbeitspflicht bestand nicht und so bearbeiteten viele der Verurteilten aus ihrem Trieb zur Beschäftigung eigene Gärten.

An jedem Abend musste jeder Verurteilte eine Medikamentenkapsel zu sich nehmen. Sie enthielt entweder eine Substanz die angenehme Träume schuf, oder aber eine Substanz die über Nacht den Tod brachte. Verweigerte einer der Verurteilten jemals die Einnahme dieser Kapsel oder wurde er überführt, auch nur ein einziges Mal seine Kapsel nicht eingenommen zu haben, wurde er augenblicks und ohne weiteres Verfahren zum östlichen Teil der Insel geschickt und dort von den Klippen geworfen und den Haien zum Fraß. Unter den Verurteilten erzählte man sich schauerliche Geschichten über die Art und die Dauer, in der solche Armen zu Tode gekommen waren.

Ein Verurteilter wusste nie, ob er des Abends die Kapsel bekam die angenehme Träume schuf oder die Kapsel, die den nächtlichen Tod brachte. So konnte es geschehen dass ein eben erst angekommener Verurteilter schon am ersten Abend seines Aufenthaltes auf Der Insel die tödliche Kapsel gereicht bekam, während andere Verurteilte schon mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte auf der Insel am Leben blieben. So wusste keiner der Verurteilten jemals, wann sein letzter Tag gekommen war. Der Umstand, dass manche Verurteilte schon viele Jahre auf der Insel überlebt hatten, gab zu jedem Abend einem jeden Verurteilten Anlass zur Hoffnung, die kommende Nacht wäre nicht seine letzte.

Diese Hoffnung schuf auf Den Stränden relativ unbeschwertes Leben. Fehlte an einem Morgen einer oder gar mehrere der Verurteilten, verstieß es gegen die Sitte des Ortes, laut darüber zu sprechen. An einem solchen Morgen flüsterten bestenfalls einige der Verurteilten sich einige Worte zu. Die generelle Unbeschwertheit des Lebens an Den Stränden, blieb dadurch unbeeinflusst.

Die Insel war in zwei Hälften unterteilt. Es war dies zum einen Der Strand, wo die zum Tode Verurteilten verweilten und Die Bauten auf dem Teil der Insel, der von steilen Klippen umgeben war.

Die Bauten, galten nach außen hin als Asyl für Geisteskranke. Da aber seit der Machtergreifung der WAG jeder Bürger als geisteskrank kategorisiert wurde der offenkundig anders dachte als die Partei es vorgab, fand in den Bauten sich vielerlei Volk. Galten die Bauten nach außen hin als Unterbringung für Geistesgestörte, war dies nur

geschickte Tarnung. Tatsächlich handelte es sich bei ihnen um medizinische und soziologische Versuchsstationen besonderer Art. Betrat man Die Bauten gesunden Geistes, war es unwahrscheinlich, sie jemals in gleichem Zustand zu verlassen.

Teil Der Bauten bildeten Die Laboratorien, in denen festgenommene Chemiker verschiedener Untergrundorganisationen des Festlandes zur Arbeit gezwungen wurden. In Dem Laboratorien schufen sie im Auftrage der Lagerleitung Halluzinogene, billig wie Wasser und gedacht, in die Wasserversorgung des Festlandes geschleust zu werden. Die Wirkung dieser Stoffe waren von solcher Beschaffenheit, dass sie nach Bedarf der Partei, den Bürger nur noch Informationen als wahr oder unwahr erkennen ließen, in die subtil gewisse Signale eingebettet worden waren. Je nach Art der Informationsübertragung konnten diese Signale aus Wortfolgen, Silbenfolgen oder Frequenzen bestehen. Auf diese Weise gelang auf dem Festlande der WAG mehr und mehr die totale Bürgerkontrolle.

Sylvia, oder die tödlichen Mühlen

Sylvia war eine sehr reizend aussehende junge Frau. Fotomodell sei sie, erzählte sie und lächelte. Da war mir klar, dass sie als Nutte arbeitete. Ich hatte schon zu viele Fotomodelle kennen gelernt um in dieser Hinsicht noch blauäugig zu sein. Ich hatte auch schon mit Nutten zusammen gelebt und wenn sie mich gefragt hatten, „Was soll ich nur sagen wenn man mich fragt was ich von Beruf bin“, hatte ich noch stets geantwortet, „Sag einfach, du seiest Fotomodell“.

Nach einigen Tagen der Bekanntschaft bekam ich Gelegenheit, Sylvias „Fotostudio“ in Augenschein zu nehmen. Es war ein kleiner Kreisverkehr, an dessen Rand Sylvia jeden Abend tippeln ging, nicht weit von der Dachauerstraße entfernt, dicht mit Bepflanzung umstanden und des Nachts im Schein der Straßenbeleuchtung romantisch anzusehen.

Mädchen wie Sylvia verdienten nicht schlecht, bräuchten sie nicht all ihr Geld zum Erwerb ihrer Medizin und so blieb ihnen selten genug Geld übrig um zum Beispiel ein Paar Schuhe zu kaufen.

Sylvia und ich lebten damals Anfang der 80er Jahre in München. Damals war es einer Clique prominenter und einflussreicher Psychiater, angeführt von dem ehemaligen SS Arzt Hans Joachim Sewering, Vorsitzender der deutschen Ärztekammer und noch vieles mehr gelungen, die Rechtssprechung so zu manipulieren, dass in unserem Lande für Morphinisten eine mörderische Atmosphäre entstand. Waren wir in Not hinsichtlich unseres Medikamentes oder wollten wir entziehen, konnten wir uns an keinen Arzt mehr um Hilfe wenden. Zum Entziehen gab es für uns nur noch die Klapsmühlen der Landeskrankenhäuser. Ärzte, die uns helfen wollten, bekamen es mit der Staatsanwaltschaft zu tun und nicht wenige von ihnen landeten im Gefängnis, verloren ihre Approbation oder nahmen sich das Leben. Es war eine Hölle entstanden für Morphinisten und für pflichtbewusste Ärzte. Eine Hölle, ganz im Sinne und Geiste des alternden SS Arztes H.J. Sewering. Bald stand uns nur noch Schwarzmarktware, nur noch Heroin zur Verfügung. Die Polizei war angeordnet worden ihre Tätigkeit verschärft auf kleine Dealer und Konsumenten zu richten. Dem entging kaum ein Morphinist. So gut wie alle,

landeten wir im Gefängnis. Dies war die Zeit, in der es so viele Btm-Täter in den Gefängnissen gab, dass man Neubauten errichten musste. Still und heimlich konstruierten finstere Mächte um uns her eine Falle, die wie ein Trichter funktionierte. Das Rohrende dieses Trichters mündete in die Gefängnisse und in die schrecklichen Klasmühlen des Landes.

Gut aussehende junge Frauen wie Sylvia waren noch nicht so sehr berührt von dem Problem. Sie verkauften noch stets ihre Ärsche profitbringend, auch an jene, die am Bau der Falle entscheidend beteiligt waren. Ich erinnere mich noch gut, wie ich mit Pickel Dieter, dem Syphilitiker in Stadelheim auf der Zelle lag. Eines Tages kam Dieter schwer verworren vom Besuch zurück. Seine Freundin, mit der er jahrelang zusammengewohnt hatte, war hier gewesen. Sie hatte ihm erzählt, dass neuerdings Richter Strotzky von der 23. Großen Strafkammer immer öfter bei ihr zu Besuch sei. Richter Strotzky war dann auch Dieters Richter, der ihm 3 Monate später für die nächsten 5 Jahre hinter Gitter bringen würde. Und während Dieter in seiner Zelle vor sich hin briet, vögelte ein munterer Richter Strotzky bei ihm zuhause fröhlich seine Freundin. Dieters Freundin war nicht weniger Heroin süchtig wie Dieter selbst. Aber seht, liebe Leute, das ficht Menschen wie Strotzky nicht an. Man weiß, dass erst heftige Heroinsucht, junge Ärsche so richtig gefügig macht ...-

Sylvia und ich gehörten zu den Wenigen, die damals den Braten rochen. Wir wussten, machten wir nicht bald den Abflug aus diesem tödlichen Scheißspiel in diesem elend faschistoid verseuchten Lande, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch wir, wie hilflose Marienkäfer, die Schräge des Trichters entlang in irgendeine für unsereins vorgesehene Unterbringung rutschen würden. Es war somit beschlossene Sache, dass wir das Lang verlassen würden. Überall um uns her, ließ man die Läden runter. Unter unseren trauernden Blicken, trockneten noch die erbärmlichsten Morphinquellen ein. Der Feind, schoss aus allen Rohren. Bald gab es noch nicht mal mehr taugliches Mohnstroh zu kaufen. Ärzte winkten resigniert ab, sahen sie uns ungewaschenes Volk nur von weitem. Selbst die alte Kluxen, eine Ärztin so schwerhörig und alt dass man meinte, die Wellen der Zeit hätten sie aus vergangenen Jahrhunderten in ihre Praxis in Schwabing gespült, war vom Gesundheitsamt schon bedrängt worden, ihre massiven Valoron Verordnungen zu unterlassen. Klingelte man an der Türe ihrer Praxis, hörte man sie kurz danach durch die geschlossene Türe krähen: „Wir verschreiben kein Valoron mehr!“ Dann musste man rasch reagieren und vor allem laut, damit sie einen auch verstand und rufen: „Nein nein, Frau Doktor, wir wollen kein Valoron!“ Hatte man Glück, öffnete sie dann die Türe und ließ einen ein in ihr Gemach. Eine Perserkatze, majestätisch aussehend und wie aus Porzellan gegossen, wandte den Kopf und sah einem nach, wenn man mit der kleinen verdorrten Ärztin im Praxiszimmer verschwand. War man erst soweit, hatte man schon so gut wie gewonnen. „Eine Rollkur bitte, Frau Doktor, gegen diese fürchterlichen Leibscherzen“. Sah Frau Doktor gerade kurz woanders hin, ergriff man rasch ihren Rezeptblock und Ratsch, riss einige Rezepte davon ab und stopfte sie sich in die Tasche. Doch selbst gelang dies nicht, war man schon mit seinem Rollkurrezept zufrieden. Frau Doktor beschrieb nämlich nur die obere Hälfte. Dadurch blieb auf der unteren Hälfte noch genügend Platz um mit eigener Hand hinzu zu schreiben: „20ml Valoron Tropfen 3x rep.“ Schrift und Unterschrift der alten Kluxen konnte ich im Schlaf. Ich glaube, ich kann sie, rund 30 Jahre danach, noch heute. Es kam wie es kommen musste und Frau Doktor Kluxen verstarb. Es gab wenige, die ihr so aufrecht nachtrauerten wie wir Morphinisten. Mit ihr war eine der letzten Möglichkeiten vergangen, legal an redliches Morphin zu kommen. Kurz nach ihrem Tod war die Herstellerfirma des Valoron, Gödecke in Berlin, auf den Dreh verfallen, dem Valoron Naloxon

beizumengen. Damit war das Produkt für nach Medizin schmachkende Morphinisten für alle Zeiten wertlos geworden. Alle Quellen versiegten. Noch die letzten Löcher trockneten aus und so blieb nur noch Schwarzmarkt Heroin. Doch auch damit sah es nicht allzu rosig aus. Damals wurde das meiste Heroin aus dem Chinesenviertel Amsterdams herangeschafft. War die Zeit der chinesischen Neujahrfeier, so um Ende Januar, blieben die Transporte aus Amsterdam aus. Man feierte und betrieb keine Geschäfte zu dieser Zeit. Böse Zeiten stellten sich zuweilen ein. Zeiten, in denen Hundeklaus, der stets mehr unter der Einwirkung von Captagon verrückt wurde, aus einem Gramm gemahlener Hongkong-Rocks und einer Menge Edelweiß Milchzucker, 50 Briefchen zu je 100 Mark zaubern konnte. War die Ware noch so schlecht, solange auch nur ein Hauch von Heroin in ihr war, rissen einem die Leute, halb auf den Knien vor Entzugsschmerzen, das Zeug aus der Hand. Es wuchs sich zuweilen zu einer Jagd nach Molekülen aus.

Während an den Abenden Sylvia ihre Runden drehte, um den kleinen, romantisch mit Pflanzenwuchs umstandenen Kreisverkehr, war ich nicht untätig geblieben. Ich hatte mir die Kenntnis der Methadonsynthese angeeignet und versorgte unterdessen die halbe Stadt mit Heroin, das eigentlich aus Methadon bestand. Sobald der Laden so richtig lief, stellte Sylvia ihre abendlichen Runden ein. 30.000 Mark, hatten wir uns zum Ziel gesetzt. Wäre unserer Stapel an Banknoten im Küchenkasten auf 30.000 Mark angewachsen, wollten wir zusammen die Beine nehmen und hinaus in die Welt reisen und weg, aus dieser tödlichen Mühle in Deutschland.

Es gibt so vieles, das nie hätte geschehen dürfen und das vor unseren staunenden Augen doch geschah. Es ist eben das Leben selbst, das stets unsere Pläne durchkreuzt. Und ist es nicht auch das Leben selbst, das unverhofft dem einen oder anderen von uns das Leben nimmt?

Es sollte eine großangelegte Aktion werden, bei der ein ganzer Rauschgiftring in die Falle gehen sollte. Der Rauschgiftring freilich, hatte, wie so oft, aus nichts weiterem bestanden als aus einer handvoll vor Entzugsschmerzen schlotternder Süchtiger, die in einer Wohnung auf jemand warteten, der sich im Anflug aus Amsterdam befand. Das Haus an der Giselastraße war längst von Kommissar Majneks Leuten umstellt. Als Normalbürger verummumt, hatten sie geschickt das Straßenbild infiltriert. Dort verharrten sie, in einer Art Winterschlaf und warteten darauf, vom Beginn der Aktion geweckt zu werden.

In der Erdgeschosswohnung des Hauses klingelte das Telefon. Einer der Süchtigen riss den Hörer vom Apparat, lauschte und erfuhr, dass Der Man am Münchner Fughafen angekommen sei und in wenigen Minuten eintreffen würde. Kommissar Majneks Leute lauschten aufgeregt mit. Minuten später hielt ein Taxi vor dem Haus. Ein junger Mann sprang aus dem Wagen und verschwand im Eingang des Hauses. Dies war für die Leute von Kommissar Majnek das Signal. Sie schälten sich aus ihren unscheinbaren Positionen und rannten, Pistolen in Händen, ins Haus. Der junge Mann, den sie im Treppenhaus stellten, war der Bruder einer jungen Frau, die im 2. Stockwerk wohnte. Er wollte nur seine Schwester besuchen und war dabei ahnungslos in das Geschehen geraten. Vom Lärm im Korridor alarmiert, rissen die Jungs, die in der Wohnung im Erdgeschoss warteten die Fenster auf, sprangen ins Freie und rannten in alle Richtungen davon. Rufe ertönten: „Stehen bleiben! Polizei!“ Doch keiner der Jungs blieb stehen. Sie rannten alle wie die Hasen, nur rasch weg und rein ins erstbeste schützende Loch.

Die ersten Schüsse krachten an diesem Septembernachmittag in der Giselastraße. In diesem Moment war Sylvia um die Ecke gekommen, eine große Tüte reifer Orangen im Arm. Wie hinterher rekonstruiert wurde, ist es ein Geschoss der Polizei gewesen, das als Querschläger auf sie zu geflogen war und sie mitten in die Stirn getroffen hatte.

Wie mir ein Pathologe des Gerichtsmedizinischen Institutes versicherte, war Sylvia tot, noch bevor sie den Boden erreichte. In der Presseerklärung dieses Tages hatte das Landeskriminalamt Sylvia zu einer der Personen erklärt, die sich an diesem Tage in dem umstellten Haus aufgehalten und auf den Drogenlieferanten gewartet hatten. Es war ein Kleines, eine solche Erklärung abzugeben, war Sylvia doch aus den Akten des LKA als Drogenabhängig bekannt. Es war im Zusammenhang mit Sylvias Tod, da ich zum ersten male von der Existenz Kommissar Majneks hörte. Der Name hatte sich in mein Gedächtnis eingebrannt und mir war klar, dass ich früher oder später auf ihn zurückkommen würde. Das sollte auch geschehen, wenschon es einige Jahre dauern sollte.

Es war gegen Mitternacht einer sternklaren Septembernacht, als ich an dem kleinen, romantischen von Bepflanzung umstandenen Kreisverkehr in der Nähe der Dachauerstrasse die Hälfte unseres Geldes, 14.000 Mark, Schein für Schein verbrannte. Tage später, sollte ich die Asche des Geldes in das noch offene Grab auf Sylvias Sarg streuen. Ich war der letzte Trauergeister der zu ihrem Begräbnis gekommen war und ich war der erste, der wieder verschwand...-

Das Moormädchen

Weit hinter Sloterdijk, im Westen Amsterdams, gibt es ein gewaltig großes Naturschutzgebiet von Alt Holländischer Landschaft. Flächen von Schilf die rauschen, wenn der Wind hindurchfährt, Teiche und kleine sie verbindende Kanäle voller Leben, Molche, Salamander, Kröten jeglicher Art und Frösche. Am Himmel kreisen Raubvögel und halten scharfäugig Ausschau nach Hasen, Mäusen, Eichhörnchen. Tief in diesem Naturschutzgebiet gibt es "het veen", ein Moorgebiet von unberührter Schönheit. Dorthin, hatten eines Nachts Jan und ich unsere Wohnwägen geschafft. Wir waren gerade von einem Gelände in der Stadt Zwangs geräumt worden und die Polizei hielt überall, sogar mit kleinen Fliegern aus der Luft, Ausschau, ob wir uns nicht vielleicht sonst wo niederließen wo es verboten war.

Ich hatte meinen Wohnwagen mit meinem alten Renault Traktor, mit meinen zwei zylindrigen Pferden, an den Rand des Veen Moores gezogen. Jan, besaß einen alten, selbstgebauten Wagen, schön gearbeitet, sehr romantisch aussehend, zigeunerhaft bunt, der von zwei Pferden, zwei Ackergäulen, gezogen wurde. Schwere, mächtige Gäule waren es, zottig und mit Hufen, breit wie Suppenteller. Dort, am Rande des Moores, fühlten nicht nur Jan und ich uns wohl, auch Jans Pferde schienen dort aufzuleben. Fest gebunden an Ketten von 30 Metern Länge, liefen sie mal hierhin mal dorthin und fraßen unterwegs alles, was ihnen zwischen die Zähne kam.

Sonderbar genug, wussten diese Pferde genau wo sie ihre Hufe auf den Boden setzen mussten um nicht im Moor zu versinken. Gab es keine Stelle mehr worauf ihr Fuß sicher zu setzen war, machten sie kehrt und versuchten es an anderer Stelle erneut.

Es war ein faszinierend schönes Fleckchen Erde, ein kleines Paradies, das Jan und ich gefunden hatten. Zahlreiche Kaninchen gab es dort, die so zahm und zutraulich waren, dass sie vor einem stehen blieben, sich auf die Hinterbeine stellten und mit fragender Mine zu einem hochsahen. Nachts, schwirrten Scharen kleiner Fledermäuse über unseren Köpfen die man ärgern konnte, warf man Haselnüsse in die Höhe. Mit ihrem akustischen Radar die Nuss erspürend glaubten die Tierchen, es handele sich um besonders fettes Nachtinsekt, flogen darauf zu und BUMMS, stießen sich die Näschen dabei.

Tagsüber, lärmte auf angenehme Weise unzähliges Insektengetier mit Zirpen und Pfeifen und am Abend quakte und brummte allerlei Frosch- und Krötenschar. Orchideen, wuchsen im Grase und überhaupt Blumen von solcher Vielfalt und Farbenpracht, dass es einem den Atem nahm. Freilich würde dieses Jahr auch noch der Hanf zur Flora dieses bezaubernden Gebietes gehören...-

Als eines Tages Jan und ich zufrieden auf Stühlen vor unseren Wägen in der Sonne saßen, raschelte es im Schilf und ein hübsches junges Mädchen, trat aus den Röhren hervor. Völlig unbefangen, trat sie an uns heran und setzte sich vor uns ins Gras. "Ich bin Judith", sagte sie und: „Sind das euere Pferde?“ „Es sind meine“, erwiderte Jan. „Darf ich darauf reiten?“, fragte sie und ich antwortete, ein wenig zu Jans Verdruss, der seine Pferde über alles liebte und sie nicht gerne unter andere Leute Einfluss sah, "aber sicher darfst du darauf reiten". Noch nie zuvor hatte ich ein junges Mädchen so leichtfüßig und behände auf den Rücken eines Pferdes springen sehen und Knoletje, wie der Schimmel unter Jans beiden Pferden hieß, schien nur darauf gewartet zu haben. Ohne dass Judith oder Jan oder ich auch nur den leisesten Befehl gegeben hatten, setzte Knoletje sich in Bewegung und ging ruhigen Schritts geradewegs auf das Moor zu. Ich stand auf und wollte den Gaul zurückhalten, doch Jan legte seine Hand auf meinen Arm. „Lass nur. Knoletje kennt den Weg". Und so setzte ich mich wieder und sah, welch herrliches Bild uns durch die Anwesenheit Judiths geschenkt worden war. Der Anblick dieses jungen frischen Mädchens auf dem großen, gewaltigen Pferd das sich sicheren Schritts durchs Moor bewegte, war ein Bild wie man es mit keinem Geld dieser Welt kaufen konnte.

Von dem Tag an sahen wir Judith öfter. Sie fühlte sich bei uns am Moor so richtig zuhause. Sie begann, einen kleinen Gemüsegarten zu bestellen und sammelte die Schnecken von unserem Hanf. Sie brachte frisches Obst von zuhause mit und Gemüse und kochte. Sie pflanzte und säte Blumen, nicht in Beeten, sondern wild in die Landschaft hinein und wenige Wochen danach saßen Jan und ich inmitten eines Meeres bunter duftender Blüten, wie wir es noch nie zuvor erlebt hatten. „Das ist Judith“, pflegte Jan zu sagen, wenn der süße Duft der vielen Blüten durch die geöffneten Fenster des Wagens zu uns herein wehte. So verging der Sommer und es wurde Herbst. Um uns her wandelte sich die Welt und wurde zu den verschiedensten Tönen von Gold. Jan und ich lebten mit den Elementen, dem Wind dem Regen und dem Sonnenschein. Oft saßen wir an den Abenden beieinander und spielten Schach im gelben flackernden Schein des Kerzenlichts, während draußen Stürme fauchten, der Wind über das Dach des Wagens rollte, an den Fenstern rüttelte und die Behausung hin und her schüttelte.

Auch während der wilden und farbenprächtigen Herbstmonate kam Judith zu besuch. Sie versorgte Jans Gäule, fütterte sie mit Möhren und bürstete ihnen Kletten und Stücke verdorrten Laubes aus den ruppigen Fellen. Ende Dezember kam dann der erste Schnee und wir mussten uns um Heizmaterial kümmern das sich nicht gänzlich aus der Umgebung sammeln ließ. Judith hatten wir unterdessen schon drei Wochen nicht mehr gesehen. Es war

ihr wohl zu kalt geworden, redeten wir uns ein, die Reise von der Stadt hierher in unsere
Wildnis zu beschwerlich.

Eines Tages musste ich zur Stadt um Kartoffel und eine Ladung Kohlen zu bestellen. Dabei kam ich an den Fenstern der Polizeistation der Houtmankade vorbei. Mein Herz sank mit dumpfem Schmerz in bodenlose Tiefen, als mir von einem Steckbrief, angebracht in einem der Fenster der Polizeistation, Judiths Bild entgegen sah. Das Wort „Mord“, stand in fetten Buchstaben darüber und darunter stand: 25000 Gulden beloning. Auf diesem Steckbrief war Judiths Gesicht geschwollen und zeigte vereinzelt Wunden. Ihre Augen waren geschlossen. Wäre ihr Bild mir nicht so gut eingepägt, ich hätte sie auf diesem Steckbrief nicht erkannt. Unter der Summe der Belohnung stand ihr Name und ihr Alter: Judith Van Damme. 17 jaar.

Wie in Trance, betrat ich die Polizeistation und sprach den Polizisten hinter dem Tresen auf den Steckbrief an. „Ich kannte sie“, sagte ich und erzählte die Geschichte von Judith, den Pferden und den Blumen im Moor. Judith war im Osten der Stadt, Richtung Polderdijk in einem Polder, einer großen von Wasser befreiten Senke aufgefunden worden. Sie war mit Prügeln, vermutlich mit Baseballschläger, erschlagen worden. Ihre Arme, ihre Beine, Knochen an Händen und Füßen, ihre Rippen und ihr Rückgrat waren gebrochen...- Warum nur, gehen Schönheit und Schrecken der Stadt Amsterdam stets Hand in Hand? Je höhere geistige und kulturelle Höhen diese Stadt hervorzubringen vermag, desto tiefere greulichere Tiefen erzeugt sie. Mir scheint, es wird ebensoviel gemordet in dieser Stadt, wie geliebt...-

Judith, fröhliches Mädchen vom Moor. Mir kommen die Tränen, jetzt da ich dies schreibe und wieder an dich denke. Ich werde zur Polizei gehen, wenn ich wieder in der Stadt bin und fragen ob die Ungeheuer, die dich so zugerichtet hatten, endlich gefunden wurden.

Und ich werde dich besuchen kommen. Ich erinnere mich, wo du bist. Gleich rechts am Weg des kleinen Marienfriedhofes, unter der Rotbuche. Und ich werde dir Blumen bringen, von der Stelle am Moor, wo du sie gesät und gepflanzt hattest. Ich bin wieder dort gewesen und weiß, deine Blumen stehen da noch. Ich verspreche dir, zu kommen...-

Der alte Hassan

Hassan war nicht, wie sein Name vermuten ließe, Orientale. Hassan war Schwede und ein alter Schwede obendrein. 78 Jahre alt war er geworden und hatte unterwegs alle Laster dieser Welt angenommen und überwunden. Inzwischen war er unendlich faltig geworden, mager, hatte nicht einen Zahn mehr im Mund, aber schön war er. Jawohl, der alte runzelige Hassan war schön. Es besaß eine dieser Schönheiten, die den Leib von innen heraus durchstrahlten.

Nun, in seinem relativ hohen Alter, lebte er mit uns, den Stadtnomaden Amsterdams. Doug, oder auch Alan genannt, ein weiterer Schwede, hatte Hassan einen Wohnwagen geliehen. Ein schöner Wohnwagen, groß und hoch, mit separatem Koch- und Schlafabteil.

Drei Jahre, war Hassan schon bei uns, da beschloss er eines Tages, dass er nun alt genug geworden sei um zu sterben. Aber nicht hier bei uns, auf einem gammeligem illegal besetzten Stück Land in Amsterdam wollte Hassan sterben, sondern irgendwo am Strand, wo er die auf- und untergehende Sonne sehen konnte. In Australien und dort am Strand, wollte Hassan sterben.

Und so trat Hassan eines Tages seine letzte Reise an und flog nach Australien. Acht Wochen sollte es dauern, bis uns sein erster Brief erreichte. Er sei vorerst in Perth, einer Großstadt an der Küste, hatte er geschrieben. Damit Hassan sich während des Sterbens auch gut verpflegen konnte, schickte John ihm LSD Pappen hinterher. Hassan selbst, war auf diesen Gedanken verfallen. Um Komplikationen zu umgehen, die in Postsendungen verborgene Pappen beim Zoll erwecken konnten, war John the leg auf eine geniale Idee gekommen. Er nahm ganze Bögen von Pappen, so um die 1000 Stück, und schnitt einen Teil davon aus, so groß wie eine Postkarte. Er klebte Briefmarken hinten drauf, versah das Teil mit der Anschrift die Hassan angegeben hatte und versandte die Pappen als Postkarte. Damit sie unterwegs nicht so leicht knickten, ließ John sich nach einigen Sendungen von den Herstellern unperforierte Bögen liefern. Mochte Hassan sich die Teile mit einer Schere selbst zusammenschnippeln.

Vier Wochen später traf wieder Post von Hassan ein. Ja, mit den Pappen sei alles in Ordnung. Die kämen bei ihm förmlich in Kaskaden an. Sechs Monate darauf schrieb er, er sei jetzt nicht mehr in Perth sondern an einem Ort, den man Magnetic Islands nannte. Wir holten Atlanten und Landkarten hervor um John davon zu überzeugen, dass es sich dabei nicht um Inseln handelte. Magnetic Islands ist eine Gegend Australiens, in der es magnetisches Gestein gibt.

2 Monate später erhielten wir von Hassan die Nachricht, dass er sich verheiratet hatte. Hochzeitsfotos trafen ein, auf denen Hassan mit seiner frischen Braut zu sehen war. Hassan, sah darauf aus wie immer: Klein, mager, faltig und breit lachend mit zahnlosem Mund. Seine Frau, war eine Eingeborene aus den outbacks, dem Hinterland Australiens, rundlich von Statur, mit breiter Nase und breitem Gesicht. Sie war noch keine 30 Jahre alt. Sie war es wohl gewesen, weswegen Hassan seine Absicht zu sterben verloren hatte.

Hassan schickte seine Braut auf Urlaub nach Amsterdam. Sie kam bei uns an, ein liebenswertes, wenschon dümmliches Mädchen aus den Weiten des Australischen outback. Hassan selbst war nicht mitgekommen. Der hatte keine Zeit für Urlaub. Der war bis hoch zum Kinn damit beschäftigt, Australien dem LSD näher zu bringen.

Die Monate verstrichen und wurden zu Jahren. Eines Tages stand dann plötzlich Hassan in Amsterdam bei John vor der Tür. Er hätte Strass mit seiner Holden, erklärte er. Ein altes Übel, der Alkoholismus, hatte ihn wieder eingeholt. „Aber es ist nur vorübergehend“, erklärte er, „und das ist es, was diese Frau nicht verstehen will“. Hassan zog wieder in Dougs zweiten Wohnwagen ein, sprach verdrossen dem Rotwein zu und unternahm lange Spaziergänge durch die Grachtengürtel der Stadt, von denen er erst spät wieder nachhause kam. Bis er eines Tages nicht gar nicht nachhause kam. „Er wird irgendwo in der Stadt versackt sein“, trösteten wir uns.

Vier Tage später erreichte uns die Nachricht von Hassans Tod. Er hatte einen Herzschlag erlitten, war seitwärts in eine Gracht gekippt und ertrunken. Obwohl Hassan um die halbe Welt gereist war, hatte ihn die Stadt, die er so liebte, doch wieder heimgeholt. In ihren nassen Armen war es, wo er sein Leben gelassen hatte.

Von Australien hoch, kamen Hassans Gemahlin mit ihrer ganzen Familie und noch zwei weitere Familien, deren Herz Hassan während seines Aufenthaltes in Australien bezaubert hatte. Sie alle, wohnten seinem Begräbnis bei. Hassan war auf demselben kleinen Friedhof beigesetzt worden wie schon vor ihm Anna und Judith und so manch andere. Ein Text, wurde an Hassans Grab verlesen. Ein Text, den ich Hassan zu Ehren einst verfasst hatte, ein Text in Hassans Geiste, ein Text den Hassan geliebt hatte und mit dem ich sogar den Dichterpreis eines obskuren Magazins gewonnen hatte. Die "Goldene Zwirbelrüse" oder so ähnlich, hatte dieser Preis geheißen...-.

Ben

Ben, war ein bemerkenswerter Mann. Er sprach 14 Sprachen, darunter chinesisch. Er lebte in einem Wohnwagen auf einem illegal besetzten Stück Land im Hafengebiet von Amsterdam. Ben trank, und zwar täglich, schon seit vielen Jahren. Sein bevorzugtes Getränk war ein Wein von der Marke „Huismerk“ (Hausmarke) der Supermarktkette Albert Hijn. Den Wein gab es in rot und in weiß, die 0,75 Literflasche zu 2.80 Gulden, ca. 2 Euro. Ben trank gar nicht so gewaltig viel, aber 2 Flaschen dieses Supermarktweins pro Tag waren sicher die Regel.

Eines Tages fiel Ben. Er stolperte über ein Stück Palette das am Wegesrand lag und brach sich dabei das Wadenbein. Er musste deshalb ins Krankenhaus. Als er vier Wochen später noch stets nicht wieder zuhause war, ging ich ihn im Krankenhaus besuchen, Ben saß auf seinem Bett in einem Einzelzimmer und ließ die Beine baumeln. Als er mich sah, begrüßte er mich im Überschwang und begann sprudelnd zu erzählen, wie toll die Party doch gewesen sei, auf der wir uns vor einiger Zeit befunden hatten. Während ich noch überlegte, welche Party er wohl meinte, erzählte Ben weiter, dass nur dieser eine Partygast ihn gestört hätte, der ihn mit dieser kleinen roten Plastikkugel gegen die Stirn geschossen hätte. „Geschossen“, fragte ich, und „Plastikkugel“? „Ja“, erklärte Ben und schilderte, wie diese Plastikkugel zwischen seinen Fingern zerkrümelte, als er versucht hatte, sie aus der Stirnhaut zu pflücken. Während ich noch darüber nachdachte, bemerkte Ben, welcher Wellengang doch heute herrsche. „Wellengang“? „Klar. Wellengang“! Es stellte sich heraus, dass Ben sich gar nicht bewusst war, dass er sich in einem Krankenhaus befand. Er glaubte, er wäre auf einem Schiff, festgetäut im Hafen. „Hörst du nicht die Schiffsmotore?“ fragte Ben und er brachte all das so überzeugend, dass ich für einen Augenblick sogar Schiffsmotore brummen zu hören glaubte. Ich entschuldigte mich für einige Augenblicke, trat auf den Gang hinaus

und suchte nach dem Stationsarzt. „So ist er schon seit drei Wochen“, erzählte der Arzt“ und hier erst wurde mir klar, dass Ben sich schon seit Wochen in einem Alkohol Delirium befand. Jetzt kamen auch noch Bens Mutter und eine seiner Schwestern zu Besuch. Die beiden Frauen begrüßten Ben und nachdem der ihnen ausgiebig von seinen Tagen auf seinem Schiff erzählt hatte, gingen die beiden Frauen in ein Besuchszimmer u und weinten still vor sich hin. Ich glaubte sie trösten zu müssen und erzählte ihnen, dass ich mich gerade erst vor 8 Wochen in genau demselben Zustand befunden hatte und dass ein solcher Zustand vorüber ginge. Der Trost war mir gelungen, aber er sollte nicht lange vorhalten. Im Gegensatz zu mir, fand Ben nämlich nie wieder aus seinem Delirium heraus. Er verkehrt noch heute darin. Gibt man ihm zu trinken und steht er unter dem Einfluss von Alkohol, wird er ein wenig klar im Kopf, aber es tötet ihn.

Tatsächlich verhält es sich so, dass man gut festen Boden unter den Füßen haben muss, sehr gut geerdet sein muss, um aus einem Alkohol Delirium wieder heraus zu finden. Die Halluzinationen, die Vorstellungen, die einem während dieses Zustandes vorschweben sind so echt, dass man keine Chance hat um dahinter zu kommen, sie sind nur Illusion. Es gibt keine mir bekannte halluzinogene Droge (Ich kenne sie fast alle), die auch nur annähernd so echte Täuschungen produzieren würde wie ein Alkohol Delirium. Von allen Drogen, mit denen ich mich schon eingelassen habe (und es gibt wenige die ich noch nicht kenne), ist Alkohol die Tückischste, Hinterhältigste und Gefährlichste. Alkohol = Tod. Nichts in der Welt der Drogen ist wirklicher als diese Gleichung. Ben dürfte nun an die 58 Jahre alt sein. Er wird den Rest des ihm verbleibenden Lebens in geistiger Umnachtung verbringen. Oh, es geht ihm nicht schlecht dabei. Er ist stets fröhlich und guter Dinge. Es fehlt ihm die geistige Kapazität, seinen Zustand zu begreifen. Nachdem ihm im Krankenhaus die Aufnahme in einer Klapsmühle gedroht hatte, hatten Mutter und Schwester ihn schließlich mit zu sich nachhause genommen. Dort ist er noch heute, spaziert durch den Garten, die Hände auf dem Rücken, und erzählt sich selbst mit halblauter Stimme die Bilder seines Wahns.

Die Überdosis

Sandra war nach einer Haftzeit von nur wenigen Wochen aus dem Gefängnis entlassen worden. Kaum hatte sie die Gitterstäbe hinter sich gelassen, rief sie mich auch schon an und wollte sich mit mir treffen. Ich verscherbelte zu der Zeit diese merkwürdige Heroin Base aus dem afghanischen – pakistanischen Grenzgebiet. Merkwürdige Ware in mehr als einer Hinsicht. Diese Base war rostbraun von Farbe und kochte man sie unter Zugabe von Ascorbinsäure auf, wurde die Lösung zwar braun, blieb dabei aber durchsichtig. Das Seltsamste aber war, dass sich nach dem Aufkochen eine schwarze klebrige Masse am Grund des Löffels angesammelt hatte. Ließ man diese Masse erkalten, konnte man sie gut vom Löffel schaben und z.B. Kügelchen davon drehen. Nach eingehender Untersuchung dieser Maße ergab sich, dass es sich dabei um Rohopiumrückstände handelte. Man hatte also, wie es schien, der Base nach Fertigung getrocknetes und gemahlenes Rohopium beigemischt. Der Qualität des Heroins tat dies keinen Abbruch. Das Zeug war trotz allem gut, so gut, dass man ohne weiteres meilenweit dafür gelaufen wäre. Am Ende ergab es sich, dass die schwarze Pampe am Grund des Löffels gar noch seine Vorzüge hatte. Kochte man sie nämlich ein zweites Mal mit Ascorbinsäure auf, so ergab dies eine weitere Injektion, die der ersten nur in wenig nachstand. Doch auch nach diesem zweiten Male aufkochen, blieb noch stets ein schwarzer klebriger Stoff auf dem Löffel übrig. Dies waren Anteile, die sich nicht ohne weiteres lösen wollten. Ich rauchte diesen Rest dann schließlich in Zigaretten. Die Wirkung war noch immer beflügelnd.

Sandra und ich trafen uns in der Innenstadt und sie wollte natürlich, nach Wochen erzwungener Abstinenz, vor allem eines: Eine gute starke intravenöse Heroininjektion. Wir gingen dazu in mein Hotel.

Wir gingen an dem Pförtner vorüber, der in der Hotelhalle leise vor sich hin schnarchend in einem Ohrensessel schlief, rannten die Treppe hoch und in mein Zimmer. Es war ein einfaches Hotelzimmer, möbliert gerade mit einem Bett, einem Tisch, zwei Sesseln und ein alter Teppich am Boden. Ich setzte mich an den Tisch, holte die nötigen Utensilien hervor und bereitete zwei Injektionen. Sandra, setzte sich derweil aufs Bett. Als ich fertig war, reichte ich ihr die geladene Spritze. Ich hatte nicht viel dazu verwendet. Vielleicht ein zehntel nur der Menge, die ich mir selbst gegönnt hatte. Immerhin hatte sie einige Wochen nicht bekommen und es empfiehlt sich, in solcher Lage vorsichtig zu sein. Ich blieb am Tisch sitzen und verabreichte mir meine Injektion. Das Zeug war gut. Kaum hatte ich die Nadel aus dem Arm, als ich schon wegämmerte, ins Reich des Opiats. Als mir nach einiger Zeit das Hotelzimmer wieder bewusst wurde, ich hielt noch stets meine Augen geschlossen. Fiel mir die Stille im Raum auf. Ich öffnete die Augen und sah zu Sandra hin. Sie lag auf ihrem Rücken im Bett und hatte die abgedrückte Spritze noch im Arm. Ihr Gesicht und besonders ihre Lippen hatten sich blau verfärbt. Ich ging zu ihr hin und bemerkte, dass sie nicht mehr atmete. Ich hielt sie für tot.

Jetzt überlegte ich, wie ich das Mädchen nur aus meinem Hotelzimmer bekomme. Ich dachte

daran, sie in den Teppich einzurollen und mit einem Lächeln im Gesicht am Pförtner im Erdgeschoss vorbei und ins Freie zu schaffen. Während ich noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, hörte ich vom Bett her ein Geräusch. Es war ein Atemgeräusch und es klang, als holte jemand mit Mühe Luft, während ein anderer ihm den Hals zudrückt, eine Art kurzes Röcheln. Ich war sofort auf den Beinen, ging zu ihr hin und fing an, sie künstlich, Mund zu Mund, zu beatmen. Ich beatmete und beatmete und mir wurde bereits übel und schwindelig davon, aber Sandra gab kein weiteres Lebenszeichen von sich. Nachdem ich sie über eine Stunde beatmet hatte, schlug sie plötzlich die Augen auf. „Ho! Hallo!“, rief ich und schüttelte sie hin und her. „Bleib wach! Sack mir bloß nicht wieder weg!“ Nach einer weiteren halben Stunde war sie wieder in dieser Welt. „Was hast du nur?“, fragte sie, „weshalb regst du dich so auf? Komm, mache mir bitte noch einen Schuss“.

Ich hatte im Laufe der Jahre schon eine Anzahl von Überdosen erlebt und es ist dabei stets dasselbe. Kaum ist ein solches Überdosenopfer erwacht, schon will es eine neue Ladung. Diesen Leuten fehlt nach dem Erwachen jede Erinnerung an die Zeit zwischen der Letzten Injektion und dem Wiedererwachen.

Noch jede Person, die sich in meiner Anwesenheit eine Überdosis injiziert hatte, fragte unmittelbar nach dem Erwachen voll des Staunens, weshalb ich so erregt sei. Es ist immer das Gleiche mit diesen Leuten und ich kenne nicht einen/eine, die/der sich eine solche gerade noch überlebte Überdosis zu Herzen genommen und in Zukunft vorsichtiger gehandelt hätte. Nicht eine/einer!!

Der letzte Apothekenüberfall

Brigitte hätte getrost Schauspielerin werden können, denn sie war sehr gut in ihrer Rolle. Viel allerdings, enthielt ihre Rolle auch nicht. Sie musste lediglich vor der Türe einer Nachtapotheke stehen, ein Rezept durch die Nachtluke reichen und sich zu Boden legen bevor der Apotheker wieder erschien, mit der gewünschten Arznei in der Hand. Es gab kaum einen Apotheker/in, der/die in einem solchen offensichtlichen Notfall nicht die Türe geöffnet hätte um nachzusehen, was mit der armen Frau geschehen war. Hier war es, wo unsere Rollen begannen. Stand erst ein Apotheker in der geöffneten Tür seiner Nachtapotheke, kamen Mike John und ich um die Ecke, mit Damenstrümpfen über den Fressen und einem Gewehr in der Hand. Das mit dem Gewehr war so eine Sache. Wo nimmt man heutzutage Gewehre her, Furcht erregend genug, um die Herzen von Apothekern erfrieren zu lassen? Wir hatten also kein Gewehr. Was wir hatten war ein dreiachtel Zoll Heizungsrohr von der Baustelle, das unter der Jacke Mikes hervorlugte. Es gab aber niemand, der dieses Rohr im Dunkel der Nacht nicht für einen Gewehrlauf gehalten hätte. Wir drängten den jeweiligen Apotheker in seine Apotheke, schlossen von innen die Tür und reichten ihm wortlos unseren Wunschzettel. Darauf standen alle Opioide die es in Apotheken gab, zusammen mit allen Barbituraten und ordnungshalber auch gleich alles an Benzodiazepine für die armen Pillenschlucker auf den Straßen unserer Städte...-

Merkwürdiges, kam zuweilen aus solchen Apotheken zu Vorschein. Kleine quadratische

flache Schächtelchen etwa, mit Reichsadler und Hakenkreuz darauf und der Aufschrift: „Heroinhydrochlorid, gegen starken Husten“...- Oder an den Öffnungen versiegelte Glasröhrchen mit in Plastik verschweißten Fähnchen daran auf denen beispielsweise stand: „Harmalin, 50 mg, nur zu Versuchszwecken“. Es war nicht ungewöhnlich, dass wir aus solchen Apotheken 6 – 8 – 10 prallgefüllte Plastiksäcke voll Waren schleiften. Ampullen mit Opioid, waren natürlich zuerst verbraucht. Dilaudid und Dilaudid stark, letzteres mit Atropin versetzt, Morphinhydrochlorid, L-Polamidon, Eukodal, und was es da nicht alles gab. Danach kam dasselbe in Tabletten - oder Tropfenform. Braune Einliter Flaschen mit Glasstöpsel und glasierten Aufschriften wie Codeinum phosphoricum purum. Im Zweifelsfalle hatten wir die Rote Liste zur Hand. Nach solchen Brüchen fühlten wir uns selbstverständlich eine Weile lang wieder im Schlaraffenland.

Bis es eines Abends schief ging. Es musste sich unter den Apothekern der Gegend herumgesprachen haben. Wir wollten jedenfalls in diesem kleinen Nest in Oberbayern die übliche Tour fahren, Brigitte hatte ihr Rezept durch die Luke gereicht, der Apotheker war damit bereits im Hintergrund seiner Apotheke verschwunden, als hinter uns plötzlich jemand brüllte: „Hände hoch“. Man kam sich vor wie in einem schlechten Film. Keiner von uns hatte auch nur hingesehen. Brigitte, die scheinbar arme bewusstlose Frau, war wie von einer Stahlfeder getrieben vom Boden gesprungen und weggerannt. Wir alle sofort hinterher, zum Wagen um die Ecke. Kaum hatten kaum zu laufen begonnen, als es hinter uns knallte. Wie Peitschenknallen hörte es sich an, hart und trocken. Wir hatten gerade unser Auto erreicht, als Mike neben mir nach vorne stolperte und zu Boden fiel. Ich zog ihn auf den Rücksitz des Wagens und während hinter uns weitere Schüsse knallten, fuhren wir los. Während der Fahrt ergab sich, dass Mike durch den Hals geschossen worden war und dringend ärztliche Hilfe brauchte. Er spukte Blut und hatte Probleme, Atem zu holen. Seine Atemzüge kamen gequält und hörten sich an, als zöge jemand kräftig an einer Wasserpfeife. Wir mussten ihn dringend zu einem Arzt schaffen. Das Problem dabei war allerdings, dass Ärzte Schussverletzungen bei der Polizei melden mussten. Folglich mussten wir einen Arzt finden der sich überreden ließe, die Polizei nicht zu informieren.

„Take the money and run“, sagte John während der Fahrt. „Take the money and run kennt einen Arzt bei dem er iMorphiumrezepte kauft. Dort müssen wir hin. Der kann nicht plaudern. Der hat selbst Dreck am Stecken“. Von der nächsten Telefonzelle aus klingelten wir take the money aus dem Bett, erklärten ihm das Dringliche der Situation und quetschten ihm die Adresse seines Arztes aus der finsternen Seele...-

Auf der Fahrt zum Arzt unterhielten wir uns darüber, ob es überhaupt erlaubt sei, so ohne weiteres auf Leute zu schießen und kamen zu dem Schluss, dass dies ohnehin keine Rolle spielte. Was sollten wir tun? Zur Polizei laufen und jammern, das wir während des Versuchs eines Apothekenüberfalls beschossen worden seien?

Der Arzt wohnte in einem der Nobelviertel Münchens. Als er auf unser Klingeln hin die Tür öffnete, drängten wir in seine Wohnung und schleppten Mike, der kaum noch atmen konnte, hinter uns her. Der Arzt war gut. Er ließ sich nicht erst lange die Hintergründe der Sache erklären. Dass es sich um einen Durchschuss aus einem Gewehr handelte, genügte ihm. Wie sich herausstellte, war die Kugel auf eine Weise durch Mikes Hals gedrunen, dass sie auf ihrem Wege keine wirklich vitalen Teile verletzt hatte. Aber die Verletzung hatte zu Schwellungen und inneren Blutungen geführt die zur Folge hatten, dass seine Luftröhre fast verschlossen worden war. Der Arzt fackelte nicht lange. Er legte Mike auf einen Tisch, bat uns, ihn festzuhalten, und schnitt ihm mit einem Skalpell ein Stück oberhalb und zwischen

den Schlüsselbeinen einen etwa 3 – 4 Zentimeter breiten Schnitt quer in den Hals. Er schob eine Art Röhre von Kunststoff in die entstandene Öffnung und kaum war dies geschehen, als Mikes Brustkorb sich unter tiefen Atemzügen hob und senkte. Als wir dem Arzt erklärten, dass er auf keinen Fall die Polizei von diesem Vorfall unterrichten durfte, stießen wir auf Erstaunen erweckendes Verständnis. Der Mann war, wie sich erwies, selbst Morphinist, und wusste von den Problemen, die in unserer Zeit ein Leben als Morphinist mit sich brachte. Mike musste einige Tage in der Obhut dieses Arztes verweilen. Als er schließlich wieder unter die Menschheit trat, war außer einer roten 2-3 cm breiten und etwa 5 mm hohen Narbe weiter nichts von der medizinischen Prozedur zu sehen. Die Ein- und Austrittsstelle des Geschosses waren nur als rote runde Narben zu erkennen. Es war dies unser letzter Versuch, eine Apotheke zu überfallen...

Hells Angels

Am westlichen Stadtrande der Gemeinde Amsterdam, knapp an der Gemeindegrenze zur Gemeinde Harlemerliede und noch vor dem großen Naturschutzgebiet, liegt das Dörfchen Ruigoord. Dieses Dörfchen Ruigoord war einst entstanden zu einer Zeit da es noch Sitte war, in der Stadt unerwünschte Zeitgenossen über die Stadtgrenze hinweg auszuweisen. Diese Ausgewiesenen, die sich am Rande der Stadt angesammelt hatten, gründeten dort schließlich das Örtchen Ruigoord. Der rauen Gesellen wegen, die sich dort niederließen, bedeutet Ruigoord dann frei übersetzt auch „Der raue Ort“.

Als Stadtplaner in den 70er Jahren den Ort als Standpunkt der neuen Hafenerweiterung ins Auge gefasst hatten, wurde der gesamte Ort bestehend aus mehreren Häuschen, einigen Bauernhöfen und einer Kirche, geräumt. Gleich darauf, wurde der gesamte Ort von Leuten aus der Amsterdamer Hausbesetzer Szene besetzt. Inzwischen gilt der Ort als eine Art Künstlerkolonie, als Ort für anders Seiende, anders Lebende, anders Denkende...

Traditionsgemäß findet jedes Jahr zur Zeit der Sonnenwende in den Dünen der weiten Sandlandschaft rings um Ruigoord ein Festival statt, zu dem nicht nur Menschen aus Amsterdam, sondern Leute aus allen Ländern Europas erscheinen.

Ich wohnte in der Stadt und war am ersten Tage eines solchen Festivals durch reinen Zufall wie Strandgut in Ruigoord angeschwemmt worden. Als es auf einen kühlen Abend zugeht wurde mir bewusst, dass ich einer kalten Nacht ohne Schlafsack, Decke oder auch nur irgendwelcher warmem Kleidung entgegen ging. In der Abenddämmerung begannen erste Lagerfeuer zu flackern und ich nahm mir vor, dass größte davon aufzusuchen um in seiner Wärme die Nacht zu verbringen. In der Ferne, schon am Rande des eigentlichen Festgeschehens, sah ich ein großes Feuer brennen. Ich hatte einige Portionen LSD in der Form von Pappen bei mir und eine Flasche Rum. Ich schluckte einige der Pappen, nahm einen ordentlichen Schluck Rum, klemmte die Pulle unter meinen Arm und ging auf das große Feuer zu.

Vage, nahm ich einige Leute wahr, die gerade damit beschäftigt waren, Bierkästen aus einem

Volkswagenbus zu heben. Ohne Gruß und ohne auch nur ein Wort zu sagen, nahm ich einen klappbaren Gartenstuhl, klappte ihn auf, stellte ihn nahe ans Feuer und setzte mich. Vor mir brannte, wie ich fand, ein wahrhaft gewaltiges Feuer. Es bestand aus Stücken gesägter Baumstämme, dick wie erwachsene Männer. Hier fehlte es nicht an schützender Wärme und würde die Nacht noch so kalt.

Während ich saß und gelegentlich einen Schluck aus meiner Rumpulle nahm, begannen die Pappen zu wirken. Jetzt erst, sah ich mich so richtig um. Ich war von dicken bärtigen Männern umgeben, die ärmellose Jacken trugen auf deren Rücken jeweils ein geflügelter Schädel, das Symbol der Hells Angels, zu sehen war. Mir dämmerte, dass ich mich mitten in ein Nest der Hells Angels gesetzt hatte. Noch kümmerte sich keiner dieser Leute um mich. Noch waren sie alle damit beschäftigt, Lautsprecherboxen einer Stereoanlage ins Freie zu stellen und sich unterdessen zu besaufen. Dabei, schlug immer wieder mal einer von ihnen einem anderen mit der Faust ins Gesicht, ohne dass sie sich das gegenseitig sonderlich nachgetragen hätten. Es war wie ein Ritual, wie ein eher belangloser Teil einer Kultur, wie ein gewöhnlicher Bestandteil ihres Habitus. Über mir funkelten die Sterne, strahlten zuweilen, wie lautloses Feuerwerk.

Ein Weg verlief rechts hinter mir. Ein Weg, der durch die Finsternis, entlang an einigen Dünen, zum eigentlichen Festival führte. Ein junger Mann mit schulterlangen Haaren kam mit schlaksigen Bewegungen diesen Weg entlang. Einer der Hells Angels sah ihn. Er rannte an mir vorbei auf ihn zu und schlug dem Jungen unvermittelt mit der Faust so kräftig ins Gesicht, dass er das Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel. Rasch, rappelte er sich wieder hoch, rannte flink wie ein Hase davon und verschwand in der Dunkelheit. Rülpsend kam der Hells Angel wieder zurück und, als wäre nichts geschehen, gesellte sich wieder zu seinen Artgenossen.

Inzwischen hatte ich zwar meine Flasche Rum leer getrunken, aber diese rauen Brüder um Bier zu bitten, wagte ich nicht. Ich war froh, dass sie mich, wie ich meinte, bisher noch nicht so recht wahrgenommen hatten. Leise vor sich hin singend, kam ein Mädchen denselben Weg gelaufen wie vorhin der junge Mann. Wieder lief einer der Hells Angels los, rannte auf das Mädchen zu und schlug ihr rücksichtslos mit der Faust ins Gesicht. Das Mädchen fiel und der Kerl trat auf sie ein. Zwischen seinen Tritten gelang es ihr, aufzuspringen und das Weite zu suchen.

So verging die Zeit. Vor mir, wie auf der Bühne eines Theaters, besoffen Hells Angels sich, rollten im Dreck am Boden und schlugen sich zwischendurch krachend in die Fressen. Als sie begannen, mit Bierflaschen aufeinander einzudreschen, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dies ganze Schauspiel würde mir zu Ehren veranstaltet und man erwarte am Ende insgeheim eine Art wohlwollender Benotung meinerseits.

Wenn jetzt nicht bald wieder irgendein armes Schwein auf diesem Weg hinter mir daher kommt und sich prügeln lässt, dann entdecken diese Brüder am Ende noch mich, dachte ich gerade, als ein gewaltiger Rülps, gleich neben meinem rechten Ohr, durch mein ganzes

Wesen fuhr. Im nächsten Moment legte sich eine schwere Pranke auf meine Schulter. Ich sah hin. "Hier", sagte ein Hells Angel und drückte mir ein mit klarer Flüssigkeit gefülltes halb Liter Bierglas in die Hand. "Bier, haben wir leider keines mehr", sagte er und verschwand wieder inmitten seiner maroden Gesellschaft. Ich nahm einen Schluck aus dem Glas und stellte fest, dass es bis zum Rande mit feinstem Gin gefüllt war. Diese kurze Begegnung während des Reichens dieses Glases, war der einzige konkrete, sichtbare Kontakt, den ich die ganze Nacht über mit diesen Gesellen hatte. Daneben aber, spielte sich eine Menge unsichtbarer Kontakte ab. Ohne dass jemand dessen gewahr geworden wäre, hatten um uns her uralte Gesetze Regie übernommen. Eines dieser Gesetze war das eherne Gesetz der Gastfreundschaft, dem selbst diese rauen Gesellen sich nicht entziehen konnten. Und tatsächlich, die ganze wilde Vorstellung, die sie während dieser Nacht gegeben hatten, war nicht zuletzt mir zu Ehren veranstaltet worden. Sie sollte mir in einer Art rituellen mimischen Theaters Aufschluss geben über die Seelenart und Lebensweise, die Sitten und Gebräuche meiner nächtlichen Genossen. Sie sollte mir wie in einem Tanze zeigen, wer sie sind und was sie treiben, was sie lieben und was sie bewegt. Keiner von ihnen hatte in dieser Nacht ein weiteres Wort mit mir gesprochen. Keiner von ihnen, außer der welcher mir den halben Liter Gin gereicht hatte, hatte mich in dieser Nacht auch nur angesehen. Aber trotz ihrer Rauheit und Rohheit hatten sie gemäß uralten Gesetzes alles getan um ihren Gast zu unterhalten und es ihm wohl sein zu lassen, ohne dass sie sich darüber auch nur im Leisesten bewusst gewesen wären...-

Die Morgendämmerung kam heran und ich machte mich ohne ein Wort des Dankes oder des Abschieds auf den Weg zum Festival. Uralte Gesetze hatten gesprochen und darüber hinaus, wären weitere Worte nur überflüssig gewesen...-

Big Brother

Gelegentlich hören wir von Opfern des Kommunismus, -heute nicht mehr so aktuell-, oder von Opfern eines fundamentalistischen Islam. Von Opfern des Kapitalismus dagegen hören wir kaum. Gibt es sie nicht? Oh doch. Überall dort wo Armut herrscht.

Haben wir unseren relativen Wohlstand in diesem Lande dem Kapitalismus zu verdanken? Nein. Wir haben ihn einer relativ gut funktionierenden Demokratie zu verdanken, dank derer wir es zu einer 40 Stunden Woche gebracht haben, zu bezahltem Urlaub und zum finanziell gesicherten Lebensabend. Richtete sich alles nach dem Kapitalismus, gingen die Meisten von uns mit 12 von der Schule und arbeiteten bis zum endgültigen körperlichen Zusammenbruch 14 bis 18 Stunden am Tag für 12 cent die Stunde in irgendwelchen Fabriken.

Ich bin der Auffassung dass das BtmG ein Kind des Kapitalismus ist. Unsere etablierten Religionsgemeinschaften, wie etwa die katholische Kirche, lehren uns das Gehorchen auf Erden, auf das uns im Nachleben ein Himmelreich gesichert sei. Sie dienen als Schäferhunde die sicherstellen, dass die Masse bei der Stange bleibt. Unterdessen beladen sie uns mit Sünden die es nicht gibt und bieten uns Erlöser die keine sind. Zur Vereinigung mit Gott reichen sie uns kleine Plättchen, geschaffen aus Mehl und Wasser und gebläht mit etwas Hefe. Wir verabscheuen ihre toten Hostien und greifen lieber zu Echten.

Halluzinogene Substanzen platzen wie Sprengsätze in dieses Lügengewebe. Sie lassen uns erahnen, wer wir sind. Sie geben uns Ahnung davon, dass wir nicht diese Eintagsfliegen sind, die aus dem Nichts kommen um wieder im Nichts zu verschwinden. Sie zeigen uns, dass unser Dasein auf dieser Erde keine Bewährungsfrist für ein Dasein danach darstellt. Sie öffnen unseren Blick darauf, dass wir tatsächlich alle göttlichen Ursprungs sind und in uns das Verständnis für das gesamte Universum verborgen liegt. Sie zeigen uns, dass wir alle Träger einer universellen Liebe sind und dass wir alle die Fähigkeit besitzen, die Ströme dieser großen gigantischen, göttlichen Welt zu erfassen. Sie zeigen uns, dass wir EINS sind mit allem was da ist, eins mit dem gesamten Universum und somit von gleichem Wert wie dieses.

Solche Anschauungen sind dem Kapitalismus abträglich. Sie stehen ihm diametral entgegengesetzt. Der Kapitalismus ist mit Menschen, die solche Auffassungen leben, nicht mehr existenzfähig. Folglich müssen Stoffe, die derartige Einsichten ermöglichen aus der Welt geschafft, und ist das nicht möglich, schwer unter Bann getan werden.

Wer wir sind, wird uns von je her diktiert. Man gibt uns Namen, eine Wohnadresse und definiert uns anhand der Tätigkeit die wir ausüben. Und so wird der eine oder andere von uns wach, reibt sich die Augen und findet sich als Schüler wieder, als Student, als Bäcker oder

Automechaniker. All das verhindert, dass wir uns als das wahrnehmen, was wir von alters her tatsächlich sind und immer sein werden: Göttliche Geschöpfe inmitten eines göttlichen Universums voll göttlicher Geschöpfe und Teil davon. Wir sind umgeben von unendlichen Möglichkeiten, nach denen wir nur zu greifen bräuchten, wenn wir dummerweise im Moment nicht gerade Schüler, Studenten, Bäcker oder Automechaniker wären.

Seht euch nur diesen außer jeglicher Proportion geblähten Polizeiapparat an der nur geschaffen wurde, um zu verhindern, dass gewisse Substanzen unters Volk sickern, letztlich um zu verhindern, dass wir unser gewahr werden. Tanzt Leute, tanzt und zertretet tanzend diese falschen, uns aufgepfropften Identitäten. Tanzt und vergesst, dass wir Schüler, Studenten, Bäcker oder Automechaniker seien. Tanzt und erkennt dabei: Wir sind nicht du und ich, wir sind EINANDER!

Marihuana auf Jamaika

Jamaika ist ein seltsames Land. Generelle Unzufriedenheit mit dem Status quo und soziale Unruhe liegen quasi zum Greifen in der Luft und scheinen nur auf eine Gelegenheit zu warten, in eine Revolution umzukippen. Weshalb ein solches Umkippen nie zustande kommt, mag dem Christentum zu verdanken sein und den vielen Gläubigen dieser Insel. Und wer es noch nicht wissen sollte: Rastas, das heißt, die Jungs mit den langen verfilzten Haaren, mit ihrer eigenen kindisch klingenden Sprache und dem verschrobenen Glaubenskonzept, bilden die unterste soziale Schicht dieser Insel. Sie werden als Aussätzige betrachtet, als zwar harmlose, aber dann doch als Irre.

Der Zufall hatte mich nach Long Bay geführt, wo ich ein schmuckes weißes Häuschen auf einem bemoosten Hügel bewohnte, von dem aus man geradewegs aufs Meer blicken konnte. Val, der Besitzer des Häuschens und die Besitzerin der nahe gelegenen kleinen Rum Bar, werden für immer in meinem Gedächtnis bleiben. Für immer in meinem Gedächtnis bleiben wird aber auch Klaus, ein Deutscher, den ich auf der Insel kennen gelernt hatte. Klaus, war schon seit 10 Jahre auf Jamaika und schlug sich, zusammen mit seinem Freund Prince, ein Afrikaner und angeblich Sohn eines Stammeskönigs, mit Gitarrespiel und Gesang durch den Tag.

Ich musste von Long Bay im Osten der Insel nach Kingston zur deutschen Botschaft um dort etwas zu erledigen. Da es auf der Insel an öffentlichen Verkehrsmitteln mangelte, hatte ich Prince gebeten, mich mit seinem Wagen nach Kingston zu bringen. Klaus, nahm den Rücksitz des Wagens ein, Prince saß hinter dem Steuer und ich neben ihm, als wir die Reise nach Kingston antraten. Auf dem Weg, mussten wir durch die Berge, die blue mountains, wenn ich nicht irre.

Während der Fahrt war Klaus auf seinem Rücksitz ununterbrochen damit beschäftigt, eine Marihuana Zigarette nach der anderen zu drehen und zu rauchen. Ich hatte schon alle Fenster

des Wagens geöffnet aber trotzdem war das Wageninnere dicht mit dem Rauch seiner Zigaretten verhangen. Immer wieder, bot er mir von seinem Marihuana an und immer wieder lehnte ich ab. Und bei jeder solchen Gelegenheit musste ich mir anhören, welch Idiot ich doch sei, dass ich nicht rauchte, wenn Gelegenheit sich böte. Gerade hatte Klaus seine nächste Zigarette angesteckt, als wir auf steiler Straße aus den blue mountains hinab und ins Tal rollten. Keiner schien es bemerkt zu haben und so war es an mir zu sagen, dass dort vorne auf der Straße, direkt vor uns, eine Straßensperre sich befand. Dort standen etwa 20 uniformierte Polizisten mit Maschinenpistolen und verhinderten die Weiterfahrt.

Prince ließ den Wagen ausrollen und brachte ihn vor der Reihe von Polizisten zum Stehen. Ein mit Gold und silbernem Lametta schwer beladener Offizier näherte sich und sah neugierig ins Wageninnere. Klaus war gerade beschäftigt, den Beutel mit seinem Marihuana in seinen Schuh zu stecken. Der Offizier klopfte gegen die Scheibe. Ich öffnete die Wagentür. Der Offizier wandte sich sofort an Klaus und fragte, was er da gerade in seinem Schuh versteckt hätte. Verschämt, holte Klaus seinen Beutel mit etwa drei Gramm Marihuana aus seinem Schuh und reichte ihn dem Offizier. Der Besitz von Marihuana ist verboten, sagte der und forderte uns alle auf, das Fahrzeug zu verlassen. Als wir von 20 bewaffneten Polizisten umringt im Freien standen, hatte ich die Schnauze voll. Was hatte ich mit der Sache zu tun? Weshalb zum Teufel soll ich mich auf den Unsinn einlassen? Ich schob deshalb einen der Polizisten beiseite und ging langsam auf einen Traktor zu, der mit Gras überwachsen am Rande eines Feldes stand. Es war wohl wegen meines Alters, dass man mich so ohne weiteres hatte gehen lassen. Ich war etwa so alt wie die zwei anderen zusammen genommen und in etwa so alt wie der mit Gold und Silber behangene Polizeioffizier. Ich setzte mich auf den Fahrersitz des Traktors, etwa 40 Meter vom Ort des Geschehens und sah von dort aus zu, was sich weiter abspielte.

Klaus und Prince mussten ihre Taschen leeren und damit nicht genug, mussten sie sogar noch auf offener Strasse ihre Hosen herab lassen. Ich hatte unterdessen eine Zigarette geraucht und war, als ich diese zu Ende geraucht hatte, wieder zurückgegangen zu der Gruppe. Zu meiner Zufriedenheit wurde ich in keiner Weise belästigt. Ich musste weder meine Taschen leeren, noch musste ich die Hosen herab lassen. Doch musste auch ich am Ende mit zum Polizeirevier. Dort beschloss der Offizier, dass Prince und ich die Reise fortsetzen dürften. Klaus aber, als der Besitzer der verbotenen Ware, musste zurück bleiben. Er sollte in Kürze einem Haftrichter vorgeführt werden. Nachdem ich Klaus versichert hatte, auf der Rückreise von Kingston nochmals vorbei zu kommen um nach ihm zu sehen, setzten Prince und ich die Reise fort.

Als wir auf dem Weg zurück auf die Polizeistation zurollten, stießen wir dort im Hof auf merkwürdiges Treiben. Etwa 30 einheimische junge und weniger junge Frauen waren dort versammelt, standen in kleinen Gruppen beieinander und unterhielten sich. Ich beobachtete, wie immer wieder eine dieser Frauen die Polizeistation betrat und nach kürzester Zeit wieder daraus hervor kam, mit einer Hand vor dem Mund um Gelächter zu unterdrücken. Prince und ich betraten das Gebäude. Hinter einem Tresen, stand eine Art Vogelkäfig aus dünnen Holzstäben, etwa 150 Zentimeter hoch und seine runde Grundfläche etwa einen Meter im

Durchmesser. In diesem Käfig saß Klaus, zerzaust wie ein Spatz den man zwischen den Händen gerubbelt hatte. Klaus sah uns erwartungsvoll entgegen. Ein Offizier trat an mich heran, deutete mit seinem Kopf zu Klaus und fragte: Bezahlst du seine Strafe? Wie hoch ist die Strafe, informierte ich. Sie belief sich auf umgerechnet etwa 50 Euro. Was, wenn ich sie nicht bezahle? - fragte ich. Dann müsse Klaus sechs Monate ins Gefängnis, erfuhr ich. Ich steckte eine Selbstgedrehte an, reichte sie durch die Gitterstäbe und sah zu, wie Klaus an ihr zog. Die Frauen draußen im Hof, so erfuhr ich unterdessen, hatten sich versammelt um nachzusehen ob es sich lohnte, den Gefangenen frei zu kaufen um auf diese Weise eventuell doch noch an einen Mann zu kommen. Aber keine von ihnen, fand Klaus auch nur 50 Euro wert.

Ich sah weiter zu, wie Klaus in seinem Käfig an seiner Zigarette zog. Ich bin vielleicht der einzige hier, der über die Summe von 50 Euro verfügt, dachte ich unterdessen. Die Freiheit von Klaus lag somit in meinen Händen. Ich dachte an die vielen Jahre, die ich schon wegen „Betäubungsmittel“ in Gefängnissen gesessen, dachte an die Beschimpfungen die ich seitens Klaus über mich ergehen lassen musste, als ich seine Marihuana Zigaretten abgelehnt hatte und beschloss, ihn sitzen zu lassen. „Lieber Klaus“, sagte ich noch, „du wirst die kommenden sechs Monate erleben müssen wie es ist, wegen lächerlicher 3 Gramm getrockneter Pflanzenreste im Gefängnis zu sitzen. Ich hoffe, es wird dir die Lehre erteilen, dein Zeug in Zukunft besser zu verbergen...“

Und sollte jemals der Zufall so spielen dass Klaus diese Zeilen liest, so möge er wissen, dass mein Entschluss, ihn im Käfig sitzen zu lassen, mich auch heute noch keinen Deut reut.

Johns Wohnbus

Kennt ihr diese niedrigen, eher lang gestreckten Busse, tiefliegend, mit kleinen Rädern? Sie fahren manchmal, mit einem Lebensmittelgeschäft im Inneren durch Wohnsiedlungen. Eine Art Lebensmittelgeschäft auf Rädern? Man sieht sie auch auf Märkten stehen, ihre Seitenwand zum Vordach nach oben geklappt, als offener Laden?

Einen solchen Bus hatte John the leg sich beschafft. Im Innern war der Bus völlig leer, alle Regale und die Kühltruhe des ehemaligen Lebensmittelgeschäftes waren entfernt. An einer seiner Breitseiten, gleich hinter der Türe des Beifahrers, befand sich eine Schiebetüre, die oben und unten mit Rollen am Gehäuse des Busses befestigt war. Betrat man den Bus durch diese Schiebetüre, stand gleich rechts ein runder hoher Ofen aus Gusseisen, dessen Ofenrohr durch eine Öffnung im Dach ins Freie führte. Heizte man diesen Ofen gut mit Holz ein, hielt er den Bus selbst noch im härtesten Winter warm wie eine Sauna.

1000 Gulden, hatte John für diesen leer geräumten aber noch fahrtüchtigen Bus bezahlt. Abgestellt hatte er ihn auf einem besetzten Gelände, schräg hinter Roberts Standwohnwagen. Den kleinen eiförmigen Wohnwagen, in dem John vorher gewohnt hatte, hatte man auseinander gerissen und seine Aluminiumhaut zum Altmetallhändler getragen. Johns Wohnbus war ein Universum für sich. Er bildete den Mittel- und Sammelpunkt dieses Geländes. Kam man aus der Stadt oder vom Einkaufen aus der Sparndamerbuurt, ging man vor dem nachhause gehen noch rasch bei Johns Bus vorbei um zu sehen, was los war. Und los war meist etwas. Meist war Bob dort, Johns paranoid schizophrener Kumpel und die Engländer Bone und Andy, und auch der Ire Mo mit seiner Freundin waren viel dort zu Gast, und Plug, der Niederländer, dem jeden Tag eine neue Schrulle im Kopfe wuchs. Rings um die Wohnwägen blühte sommers in großen Blumentöpfen, alten Badewannen und Eimern der Hanf. Hanf vom Jahr zuvor hing in Zweige geschnitten entlang den Innenwänden der Behausungen an Schnüren. An Hanf, fehlte es nie. Er wuchs ganz einfach um jedermanns Wohnwagen und jeder hatte Plastiksäcke voller Hanfblüten unterm Bett, im Schrank, oder anderswo.

Jeder, lebte vom Drogenhandel. Meist LSD in Pappen oder Mikros, MDMA in Tabletten oder pulverisiert, Amphetamin und eben Hanf. Mit Heroin oder Kokain, handelten nur wenige und zwar die, die es selbst rauchten oder auf andere Weise konsumierten. Kam man z.B. in Jakes Wagen, saß Jake grundsätzlich mit seiner hübschen israelischen Freundin am Tisch, vor sich eine Digitalwaage, daneben einen Frischhaltebeutel voll Heroin, einen voll Kokain und eine Flasche voll reinen Alkohols. Den Alkohol benötigten die Beiden, um die kleinen Fackeln am brennen zu halten, die sie über ihre Glaspfeifen voll Crack Kokain hielten, während sie schmatzend daran saugten.

Jeder hatte seine Stammkunden, Menschen, die aus allen Teilen Europas auf dieses Gelände kamen um Einkäufe zu tätigen. Die Türe von Roberts Wohnwagen, wurde nur geschlossen wenn es regnete oder wenn es zu kalt geworden war. Ansonsten, stand sie offen, auch war Robert nicht zuhause und irgendwo in der Stadt unterwegs. Kam er nachhause, saßen dort oft

Gruppen junger Leute aus Italien, Spanien, Norwegen, Schweden, usw, hatten sich unterdessen am Wein seines Kühlschranks bedient und auf ihn gewartet. Robert nahm ihre Wunschliste entgegen, ging damit zu John the leg's Bus und erkundigte sich, wer in diesem Moment die gewünschten Waren, all die besonderen Pappen usw, im Angebot hatte. Danach ging Robert bei den verschiedenen Leuten vorbei um das Zeug zu holen und brachte es danach seinen Kunden. Es war eine tolle Zeit für jedermann und jedermann hatte eigentlich stets die Taschen voll Geld. An manchen Tagen machte man Tausende von Gulden, an anderen Tagen wieder nichts. Aber solche trockenen Zeiten hielten nie lange an, denn bald kamen wieder Kunden und wünschten bedient zu werden...-

An einem Winterabend war John aus der Kneipe oben an der Straße nachhause gekehrt. Er hatte dort im Billartraum gute Geschäfte gemacht. 10.000 Gulden, hatte er in der Tasche. Als er in seinen Bus kam überlegte er, wo er vor dem Schlafen gehen noch rasch das viele Geld verstecken könnte. Schließlich steckte er das dicke Banknotenbündel in den kalten Ofen und legte sich schlafen. In den frühen Morgenstunden, war Bob, Johns paranoid schizophrener Freund, nachhause gekommen. Er hatte den Bus kalt vorgefunden und den Ofen angeheizt. Die 10.000 Gulden verbrannten, ohne dass Bob etwas davon bemerkt hatte. Als John am nächsten Morgen den Schaden bemerkte, bat er Robert, aus dem Laden oben in der Sparndamerbuurt einen Liter Wodka zu holen. Robert brachte drei Liter, und während sie tranken, kamen die üblichen Leute vorbei, Bone, Andy, Plug, und tranken mit und lachten alle zusammen über das dumme Missgeschick, dass John 10.000 Gulden gekostet hatte.

Eines Abends war Robert im Nachtgeschäft, einem Laden, der die ganze Nacht über geöffnet hatte, um einen Liter Wodka zu holen. Dort traf er auf eine Frau die sich ihm förmlich an den Hals warf. Sie könne nicht nachhause, klagte sie, weil ihr Freund sie nicht mehr in die Wohnung ließe. Robert bot ihr an, bei ihm zu übernachten. Zuhause angekommen, legte Robert alles Geld, das er noch in den Taschen hatte auf den Tisch, etwas über 400 Gulden, nahm die Flasche Wodka, trank gehörig davon und schloss für eine Weile die Augen. Als er sie wieder öffnete, saß zwar die Frau noch ihm gegenüber im Sessel, aber alles Geld, das Robert eben noch zuvor auf den Tisch gelegt hatte, war weg. Ihm war klar, dass sie sein Geld eingesackt hatte und er ging davon aus, dass ihr klar war, dass er es wusste. Es war eine Situation mit surrealistischer Komponente. Schließlich sagte Robert zu ihr: „Hör zu. Lege mein Geld wieder auf den Tisch und alles ist gut“. Sie stand auf. Anstatt nun aber Geld auf den Tisch zu legen, versuchte sie zur Tür zu rennen. Robert stellte sich ihr in den Weg und drängte sie mit seiner bloßen Anwesenheit in die hintere Ecke des Wohnwagens. In dem Moment sah Robert eine rasche Bewegung ihrer linken Hand. Er verspürte ein Gefühl, als hätte man seinem rechten Oberarm eine leichte Ohrfeige verpasst. Robert blickte auf die Stelle und sah einen etwa 12 Zentimeter langen Schnitt im Ärmel seiner Jacke. Der Wodka in seinem Kopf verhinderte dass er begriff, er war soeben mit einem Messer verletzt worden. Robert griff die Frau bei ihren Armen und warf sie in den Sessel. Dann ging er vor ihr in die Hocke und wollte gerade einen gut gemeinten Vorschlag machen, als ihre Linke kurz nach oben ging und rasch auf Roberts linken Unterarm niederkam. Robert schob seinen Ärmel hoch und sah, dass er eine kleine, etwa 15 Millimeter breite Schnittwunde am oberen Teil seines Unterarms hatte. Jetzt hatte er keine Lust mehr zivilisiert zu sein. Er griff nach hinten an seine Hose und zog ein 30 Zentimeter langes und ein Pfund schweres Jagdmesser aus seinem Gürtel. Robert hielt der Frau die Schneide des Messers an den Hals und sagte: „Nun gut. Wenn du so weit gehst, mich für Geld zu verletzen, scheinst du es dringend zu benötigen. Du hast etwa 400 Gulden meines Geldes in deinen Taschen. Lege davon 300 Gulden wieder zurück auf den Tisch. 100, darfst du

behalten. Aber danach siehst du zu, so schnell wie möglich aus meinem Wagen und von diesem Platz zu kommen“. Da zog das Weib doch glatt vor Roberts Augen einen ihrer grünen Lackstiefel aus, holte daraus sein Geld hervor, legte 300 Gulden auf den Tisch und steckte die restlichen 100 Gulden zwischen ihre Titten. Danach, warf Robert sie zur Tür hinaus. Hinterher hörte er noch ein wenig Musik, rollte eine Zigarette und rauchte sie, zwischen Schlucken aus seiner Wodka-Kapulle, in Ruhe zuende. Danach, legte er sich schlafen.

Als Robert am nächsten Morgen erwachte, war ihm sonderbar zumute. Auf dem weißen Laken seines Bettes, fand er einen feuchten Fleck von etwa einem halben Meter Durchmesser, rosarot von Farbe, ungefähr so, als hätte man ein wenig Blut mit Wasser vermischt und auf sein Bett gegossen. Nachdem Robert den Fleck registriert hatte, bemerkte er, dass er sich nicht bewusst machen konnte, wo er sich befand. Er konnte zum Teufel seine Gedanken nicht so weit ordnen um dahinter zu kommen, wo er im Augenblick war. Da dämmerte ihm, dass es schräg hinter seiner Behausung etwas gab, das ihm weiterhelfen würde. Und so war Robert an diesem Morgen zu Johns Wohnbus gelangt. Er hatte die Schiebetür aufgeschoben und John, Bone, Plug und Bobbie angesehen. Die Jungs hatten die Nacht durchgekockt. Auf dem Tisch standen leere wie volle Wodkaflaschen. Sie sahen Robert an und der wusste nicht, was er sagen sollte. Schließlich sagte er: „Jungs, ich glaube, ich bin mit einem Messer gestochen worden“. Bone und Bobbie sprangen auf ihn zu, griffen ihn bei den Armen und zogen ihn in den Bus. Die Jungs setzten Robert aufs Sofa und fragten, was geschehen sei. Aber so sehr Robert sich auch bemühte, er konnte sich nicht mehr erinnern. Er wusste nicht mehr genau, was geschehen war. Aber er wusste noch von der Wunde an seinem Unterarm. Er schob seinen Ärmel hoch, zeigte auf die kleine Wunde und sagte: „Ich glaube, ich bin hier gestochen worden“. Wie sich zeigte, hatte Robert am oberen Ende seines Unterarms, knapp unterhalb des Ellenbogens eine Stichwunde. Es fehlten nur etwa 5 Millimeter und die Stichwunde hätte den ganzen Arm durchdrungen. Während der Nacht hatte die Wunde sich entzündet und Wundfieber war es, das Robert an diesem Morgen so durcheinander brachte. Die Jungs legten Robert aufs Sofa. So viel begriff er noch. Kurz danach, verlor er sein Bewusstsein. Drei Tage hatten die Jungs auf seine Besserung gewartet. Drei Tage lang hatten sie ihn gepflegt und mit Wodka und Methadon versorgt. Als er aber am dritten Tage nicht wieder zu sich kommen wollte, schafften sie ihn ins Krankenhaus. Robert öffnete die Augen und blickte in das schönste Frauengesicht seines Lebens: „Mein Gott“, stöhnte er hervor, „Wer bist du?“ „Ich bin ihre Ärztin“, sagte das Frauengesicht und lächelte. Robert konnte noch stets nicht erzählen was vorgefallen war. Bobbie erzählte es ihr. Robert erhielt eine Injektion Antibiotika und eine handvoll Antibiotika Kapseln, die er im Laufe der kommenden Tage einnehmen musste. Die Jungs sorgten dafür, dass er sich an die Einnahme hielt. Drei Tage später wurde Robert auf dem Sofa in Johns Wohnbus wach. Der Verband an seinem Arm war an der Stelle, die der Stichwunde gegenüberlag, völlig durchnässt. Robert öffnete den Verband und sah, die Wunde war an dieser Stelle durchgebrochen und hatte alle Flüssigkeit von sich gegeben, die sich als Folge der Entzündung gestaut hatte. Von diesem Tag an ging es Robert rasch wieder besser. Wenige Tage später war seine Entzündung völlig vorüber. Aber es war ihm eine Lähmung des Unterarmes geblieben. Er konnte seinen Unterarm nicht mehr drehen und deshalb verordnete er sich die Therapie, seine Wodkaflaschen während des Trinkens solange mit der linken Hand zu halten, bis diese drehende Bewegung wiederhergestellt sei.

Greift man einer Flasche mit der Hand um den Hals und will aus ihr trinken, muss man dazu mit dem Unterarm die drehende Bewegung ausüben, die Robert wegen der verbliebenen Lähmung nicht mehr möglich war. Durch vieles Trinken mit der linken Hand, verschaffte er

sich in der folgenden Zeit so viel Training, soviel Physiotherapie, dass bald auch diese Lähmung völlig wieder verschwunden war.

Geblichen war ihm am Ende nichts weiter als eine kleine, etwa 15 Millimeter lange Narbe am oberen Teil seines Unterarmes.

Von Ratten Joe und anderen Menschen...

Ratten Joe war ein Mann schon fortgeschrittenen Alters, mit langen schmutziggrauen Haarsträhnen und einem langen, etwas helleren Bart. Zwischen seinen schmutziggrauen Haarsträhnen zeigten sich auch einige gelbliche und wiesen auf die Haarfarbe, die Joe als junger Mann einst gehabt haben mochte. Joe hatte nur ein Bein. Sein zweites Bein war ein altertümlich anmutendes Holzbein mit Schnallen und Lederriemen, von dem Joe nimmer müde wurde zu erzählen, wie er es aus dem Strunk eines Baumes unter Zuhilfenahme nur eines einfachen Handbeils selbst zurecht gehauen hatte.

Joe liebte Ratten. Niemand wusste, was genau es war, das Joe so an Ratten begeisterte, aber es war eben so. Traf man Joe irgendwo unterwegs, war er nie alleine und hatte unter seiner Kleidung und in seinen Händen stets mehrere seiner weißen Lieblinge bei sich. Joe lebte in einem Wohnwagen, der derart mit Käfigen für seine Ratten überladen war, dass für Joe selbst nur dann noch genügend Platz war, wenn er sich der Länge nach auf sein Bett legte. Als Joe eines Nachts still und heimlich Abschied von uns genommen hatte und verstorben war, fanden wir seinen Körper erst einige Tagen später. Seine Lieblinge hatten unterdessen schon in einem Maße an ihm geschmaust, dass von seiner ohnehin mageren Gestalt einige Pfunde fehlten. Ratten Joe wurde, wie schon so viele Menschen aus seinem Lebensbereich vor ihm, auf dem kleinen Marienfriedhof im Westen der Stadt beerdigt.

Giorgio, der aus einem Lande Mittelamerikas stammte, in dem man Smaragde geringer Größe am Wegesrand finden konnte, und der sehr fingerfertig war im Beschleifen und Beschnitzen von Steinen, hatte extra für Joes Grab eine Ratte gefertigt. Eine Ratte, aus einem Stück Granit geschnitten und mit grünen Augen aus echtem Smaragd. Sie war ein Kunstwerk, diese Ratte, echt wie sie aussah und sie sollte, um Joes Grab zu schmücken, oben an seinem Grabstein befestigt werden. Am Ende hatte sich aber die Friedhofsbehörde dagegen gestäubt, unter all den Grabsteinen mit Kreuzen, perversen Folterinstrumenten, einen Grabstein mit einer Ratte darauf zu genehmigen. Und so war schließlich die Ratte als Zierde in John the legs Wohnbus gelandet. Nicht lange danach verstarb auch der Steinschnitzer Giorgio, er war in seinem brennenden Wohnwagen zu Tode gekommen, und hinterließ uns nur noch die Erinnerung an seine fröhliche Natur, eine Zahnarztbohrmaschine mit einem Schächtelchen aufsetzbarer Bohrer und eben diese Ratte aus Granit, mit grünen Augen von echtem Smaragd.

John the leg, der die steinerne Ratte geerbt hatte, verdankte seinen Namen dem Umstand, dass er aufgrund einer Osteoporose dazu neigte, sich stets die Beine zu brechen. So hatte John z.B. sein linkes Bein schon so oft gebrochen, dass irgendwann auch der gewandteste Chirurg nur noch abwinken konnte. Die Knöchelregion von Johns rechtem Bein war so oft schon gebrochen, dass sie zu einem surrealistisch zusammen gewachsenen Mischmasch aus

Knochensplitter, Schrauben und Platten von Chirurgenstahl geworden war. Aufgrund noch anderer Brüche in der Vergangenheit, war dieses Bein unterdessen 5 Zentimeter kürzer als das andere und krumm wie eine Banane. So sprachen wir alle nicht von Johns rechtem Bein, sondern von Johns Banane. John brach seine Beine bei den unglaublichsten Gelegenheiten. Eines Morgens hatte ich schwer verkatert nach einer vervögeltten Nacht die Türe meines Wohnwagens aufgetreten und war von einer hellen Mittagssonne geblendet auf den einsam stehenden Baum zugetaumelt, der zwischen meinem Wohnwagen und dem Wohnbus von John the leg wuchs. Splitternackt, hatte ich mich mit einer Hand gegen den Baum gelehnt und wollte pinkeln, als John dahergewankt kam, sich neben mich stellte und ebenfalls mit einer Hand gegen den Baum gelehnt zu pinkeln begann. So standen wir, zwei Männer im Sonnenschein, der eine nackt, der andere fragwürdig bekleidet, beide gegen einen Baum gelehnt und pissten. Während wir so pissten fiel mir auf, dass Johns Urin mächtig plätschernd zu Boden strahlte, während von meinem kein Laut zu hören war. Verwundert sah ich an mir hinab und erkannte, dass ich noch stets den Kondom der vergangenen Nacht umhatte. Er zog, als Urin gefüllter Ballon, bereits mächtig an meinem Penis. Gerade war diese Wahrheit mir ins Bewusstsein gesickert, als der pralle Ballon von meiner Nudel glitt, auf meine Füße fiel und in einem goldgelben Sprühregen im Sonnenlicht funkelnder Urintropfen auseinander platzte. Im gleichen Moment gab John, der noch stets in unveränderter Haltung neben mir gegen den Baum gelehnt stand, einen kurzen heftigen Schmerzensschrei von sich. „Was ist los John?“, fragte ich und John antwortete, „Ich habe mir gerade mein Bein gebrochen!“ „Du hast dir, während du pissend gegen den Baum gelehnt standst das Bein gebrochen?“, „Ja“.

Und so war es. John hatte sich, während er in aller Seelenruhe gegen einen Baum gelehnt stand und pisste, sein Bein gebrochen. So ging das ständig mit John. Wie oft er sich während der vielen Jahre unserer Bekanntschaft nicht schon das Bein gebrochen hatte, kann ich nicht mehr zählen. Aber so war er eben, John the leg. Denke ich an ihn, sehe ich sein fröhlich verschmitztes Gesicht vor mir, seinen kahl geschorenen Kopf der aussieht wie eine Erdnuss und viel graue Krücken sehe ich und faltbare Rollstühle. Wie oft war ich nicht schon mit John in der Stadt gewesen, er im Rollstuhl und ich ihn schiebend. Sein eingegipstes Bein wie einen Rammbock von sich gestreckt, hatte ich ihn durch die Menschenmassen der Innenstadt geschoben, während die Massen sich vor uns teilten, wie einst vor Moses das Rote Meer. Inzwischen hat John seinen Wohnbus, in dem wir Geschichten erlebt hatten die mehrere Leben füllen könnten, verschrottet und ist in ein Wohnschiff gezogen, irgendwo im Norden der Stadt. Ich muss ihn unbedingt aufspüren gehen, sobald ich wieder in der Stadt bin. Ich wette, irgendwo in seinem neuen Wohnschiff steht, auf einem Ehrenplatz, Giorgios graue, granitene Ratte mit den grünen Augen von echtem Smaragd...-

Johannes und das Partyschiff.

Bill, hatte für einen Apfel und ein Ei die Hülle eines alten Binnenfahrtschiffes gekauft. Das Teil war nichts weiter als eine motorlose schwimmende Wanne von zusammen genieteten Eisenplatten (Stahl, hatte es im Baujahr dieses Kahns noch keinen gegeben). Das Teil war etwa 30 – 35 Meter lang und 8 – 10 Meter breit. Als man dann noch gewölbte, lichtdurchlässige Platten von Fiberglas dazu bekam, die exakt über die Breite des Kahns passten, durch ihre Wölbung nach oben Regenwasser gut abfließen ließen und in ihrer Anzahl ausreichten, die gesamte Länge des Kahns zu bedecken, waren die Leute vom Platz im Besitz eines Partyschiffes!

Dieses Partyschiff dümpelte am Kai des IJ, der breiten Hauptschiffahrtsstraße des Amsterdamer Hafens. Und weil an dieser Stelle der Schiffahrtsstraße auch das Gelände lag, das die Leute Illegalerweise besetzt hatten und mit Wohnwagen, Wohnbussen und Selbstgezimmernten Hütten bewohnten, hatten sie ihr Partyschiff direkt vor der Haustür. Es war nicht wenig, was dieses Schiff im Laufe der Zeit aushalten musste. Viele wilde Partys, musste es über sich ergehen lassen. Partys, bei denen meist 300 – 400 ausgelassene Menschen anwesend waren. Soviel, passten natürlich nicht unbedingt gleichzeitig in das Schiff und so war meist draußen im Freien eine Bühne errichtet und der überwiegende Teil eines Festes fand im Freien statt. Es gab aber auch Gelegenheiten, bei denen das Schiff voll war mit auf und nieder springenden, tanzenden jungen Leuten.

Die Jungs und Mädels die auf diesem besetzten Gelände wohnten, lebten zum überwiegenden Teil vom Handel mit Drogen. LSD meist, in Pappen und Mikros, MDMA, Amphetaminpulver, Pilze und Hanf, sehr viel Hanf...- LSD Pappen kommen aus der „Fabrik“ in quadratischen Bögen, von denen einer, je nach Art der Pappe, die einen sind eben etwas größer als andere, zwischen 950 und 1000 Stück enthielt. Diesen Bögen haftete ein Geruchsstoff an, mit dem die Hersteller die Originalität ihres Produktes besiegelten. Mit anderen Worten, man erkannte die Echtheit eines solchen Bogens u.a. an seinem Geruch.

Da die Leute das Zeug heftig vermarkteten, hatten sie ganze Stapel solcher Bögen. LSD ist billig, und weil die Bögen so billig waren, gingen die Leute nachlässig damit um. So kam es schon mal vor, dass nach einer regnerischen Nacht, bunte Bögen in den Pfützen des Platzes lagen, oder wie bunte Wimpel im Geäst der Bäume wehten. Befingerte jemand einen Bogen oder gleich mehrere mit schmutzigen Fingern und hinterließ dadurch Schmutzspuren auf dem Bogen, wurde dieser Bogen nicht mehr verkauft. Er kam in einen Sammeleimer, in dem schon andere schmutzig gewordene Bögen lagen. MDMA Tabletten, von denen bereits etwas abgebröckelt war, wurden nicht mehr verkauft. Zerbrochene oder angebrochene MDMA Tabletten, kamen ebenfalls in den Sammeleimer. Amphetaminpulver das man entbehren konnte, oder auch Pilze die zu beschämend aussahen als dass man sie noch verkaufen wollte, gingen ebenfalls in den Eimer. Und da es eine Menge Leute waren, die alle handelten, dauerte es nicht lange, bis dieser Eimer beträchtlich voll geworden war. Dann war es wieder an der Zeit, die nächste Party zu geben.

Es wurden Plakate gedruckt und Flugblätter und alles über der Stadt verteilt. Musiker wurden bestellt und eingeladen und die Bühne, noch lädiert vom letzten Fest, wurde wieder aufgepöppelt. Am Tag des Abends an dem das Fest steigen sollte, wurde der Sammeleimer hervorgeholt. Die Leute hatten einen 15 Liter fassenden Kunststoffkanister, der seitlich am unteren Rand einen Hahn besaß. Sie füllten ihren Sammeleimer samt allem was sich darin befand mit warmem Wasser, rührten und kneteten den Inhalt gut durch und füllten mit der

entstandenen Lösung ihren Kanister. Während des Festes, stand dieser Kanister dann an der Bar, an der man sich Getränke holen konnte. Über dem Kanister prangte ein Schild auf dem stand: FREE PUNCH! Keines dieser Feste hatte jemals weniger als drei Tage gedauert.

Johannes hatte am Tag, an dessen Abend das nächste Fest beginnen sollte, in der Stadt zu tun und hatte sich dort ordentlich betrunken. Zumindest war er ziemlich angetrunken, als er spät abends auf dem Gelände erschien. Dort war die Party bereits in vollem Gange. Johannes begab sich auf das Partyschiff und ging auf die Bar zu. Dort bediente, wie immer, Fat Johnr. Nur halb bei Bewusstsein, nahm Johannes das Schild über der Bar wahr: "Free Punch". „Gib mir bitte etwas von diesem Punch“, sagte er zu John, wobei er in seinem besoffenen Kopf an ein alkoholisches Getränk gedacht und völlig vergessen hatte, worum es sich bei diesem Punch handelte. Einer dieser kleinen weißen Kunststoffbecher, die knistern wenn man sie zusammendrückt, gefüllt mit etwa einem Zentimeter dieses Punches, war eine kräftige Dosis. Fat John reichte Johannes einen dieser Becher. Johannes sah den Becher an und sagte, „Gib mir eine vernünftige Menge John“ Ohne die Mine zu verziehen, griff John eine leere 0,5 Liter Bierflasche und füllte sie bis zum Kragen mit Punch. Johannes setzte die Flasche an und trank sie in einem Zug leer. Viel Alkohol enthält er aber nicht, dieser Punch, dachte Johannes bei sich, als er die leere Flasche wegstellte und sich zwischen das tanzende Getümmel im Schiffsraum begab. Mitten in der Menge begegnete Johannes Bill. Bill hielt in jeder Hand eine mit Pilzen prall gefüllte Supermarktplastiktüte. Die Tüten waren so mit Pilzen gefüllt, dass sie über den Rand hinaus zu Boden fielen. „Willst du Pilze“, fragte Bill und Johannes antwortete, „Klar, gib her“. Bill griff mit einer Hand in eine der Tüten, holte so viel daraus hervor wie seine Hand fassen konnte und klatschte Johannes einen Ballen Pilze in die Hände. In seinem Zustand hatte Johannes vergessen, dass man die Teile einzeln einnimmt und so stopfte er sich alle Pilze die er in Händen hielt in den Mund. Mit gerundeten Wangen kaute und kaute er auf den übel schmeckenden Teilen, bis alle zerkaut und geschluckt waren.

Alle Leute in diesem Schiff waren, wie Bill erzählte, entweder unter dem Einfluss von Pilzen, unter dem Einfluss unseres Punches oder unter dem Einfluss von beidem. Die Pilze waren, wie in jedem Jahr zu dieser Zeit, frisch aus England gekommen, wo in den Wäldern junge Leute ganze Säcke davon sammelten. Johannes spazierte unterdessen weiter durch die tanzende Menge und war gerade am Heck des Schiffes angekommen, als ein greller Schrei ihn erschreckte. Der Schrei kam aus dem hintersten Teil des Schiffes. Johannes ging nachsehen. Im hintersten Teil des Schiffes, wo gesunde Schiffe ihren Motor haben, nicht aber dies Partyschiff, lag mit verzweifelter Mine eine junge Frau auf den Knien und hielt einen ihrer Zeigefinger in die Schiffswand. Das Partyschiff war während dieses Festes Leck geworden. Johannes rief Bill herbei, den Kapitän des Kahns. Bill kannte derlei Probleme schon. Es war nicht das erste Mal, dass der Kahn leck geworden war. Gelassen nahm Bill ein Holzsech zur Hand, unwickelte ihn mit einem Lappen, bat die Frau, ihren Zeigefinger aus dem Loch zu nehmen, -ein daumendicker Wasserstrahl schoss aus der Schiffswand-, und schlug mit einem Hammer den mit Lappen unwickeltes Sech in die Öffnung Das Leck war gedichtet. Unterdessen war Johannes leicht unwohl geworden. Er nahm sich vor, zu seinem Wohnwagen zu gehen, der keine 50 Meter entfernt stand. Er wollte sich für eine Stunde hinlegen. Auf dem Stück Rasen zwischen seinem Wohnwagen und dem Wohnbus von John the leg überkam ihn das Bedürfnis, ein wenig im Gras zu liegen. Johannes legte sich nieder und bemerkte noch, wie er sich erbrach, kurz bevor er das Bewusstsein verlor.

Als Johannes wieder zu sich kam, war heller Sonnenschein und Vögel sangen in den Bäumen um ihn her. 20 Meter entfernt saß John the leg in einem Gartenstuhl vor seinem Wohnbus beim Frühstücksbier. Johannes stand auf ging zu ihm und setzte sich. Schweigend reichte John ihm

ein Bier. „Habe ich lange dort gelegen John?“, fragte Johannes. „Ja“, antwortete John. „Die halbe Nacht“. „Und du hast nicht nachgesehen, ob ich noch am Leben bin?“ „Nee“, sagte John und lachte. „Unsereins stirbt nicht so schnell“...- So saßen die Beiden noch einige Zeit, genossen von der Wärme der Morgensonne und hörten dem Lärm des Festes zu, der aus der Ferne zu ihnen drang.

Das geliebte Partyschiff hatte mit der Zeit mehr und mehr Lecks bekommen. Am Ende hatte sein Inneres ausgesehen wie ein nach innen gestülpter Igel, alles voller stacheliger Scheite. Eines Morgens war das Partyschiff verschwunden. An der Stelle, an der es gelegen hatte, ragte gerade noch seine Mastspitze aus dem Wasser. Eine Möwe saß darauf und reckte, in der wohligen Wärme einer aufkommenden Morgensonne, träge ihre Flügel...

Annas Story

Annas Story ist die Geschichte über den letzten Lebensabschnitt einer Frau, die in ihrem hohen Alter einen Willen zur Selbstbestimmung zeigte, der ihr am Ende das Leben gekostet hatte.

Wir waren eine Gruppe von Menschen, etwa 300 Leute, aus allen Ländern Europas. Wir waren Menschen die sich erlaubten, leere Grundstücke innerhalb des Stadtgebietes von Amsterdam mit Wohnwagen, Wohnbussen und selbst gezimmerten Wohngelegenheiten zu besetzen. Nachdem wir drei Jahre in den östlichen Hafenseiten, dem KNMSI, durchgehalten hatten, war eines Morgens eine bewaffnete Hundertschaft der Polizei angerückt und hatte uns in alle Winde zerschlagen. Wenige Wochen danach, kondensierten einige von uns wieder auf einem leeren Grundstück inmitten angesiedelter Holzbetriebe im Holzhafen des westlichen Hafengebiets. Die Stadträte und die Presse nannten uns Die Stadtnomaden und Stadtnomaden, nannten wir uns schließlich selbst...-

Unser neues Gelände im Holzhafen, grenzte mit einer seiner Breitseiten an den Geveleweg, eine kleine, an einem Ende tot laufende Straße, und an der anderen Breitseite am Hafengewässer, dem IJ, der großen breiten Schiffahrtsstraße des Amsterdamer Hafens. In der Mitte des Geländes verlief von der Straße bis zum Ufer des IJ ein etwa zwanzig Meter breiter Streifen von dicht beieinander stehenden, hoch aufgeschossenen Weiden, die das Gelände auf natürliche Weise in zwei etwa gleich große Teile teilten. Rechts neben diesem Streifen, verlief ein etwa fünf Meter breiter Sandweg vom Geveleweg bis zum Kai. Es dauerte nur wenige Wochen und die meisten Leute, vertrieben von den östlichen Hafenseiten, hatten sich im westlichen Hafengebiet, im Holzhafen, wieder zusammen gefunden.

Wir waren Menschen unterschiedlichster Art. Studenten, Nutten, Dealer, ganze Familien, zum Teil in drei Generationen, von Großeltern bis zu Enkelkindern. Wir waren unser eigenes soziales Experiment. An uns alleine lag es, Formen des Zusammenlebens zu ersinnen, die unserem wild zusammen gewürfelten Haufen ein friedliches Zusammenleben ermöglichten.

Selbstverständlich war unser Gelände bald der Polizei ein Dorn im Auge. Zum einen, konnten sie Aufgrund des Streifens von Weiden und mancherlei anderem Gewächs das Gelände vom Geveleweg aus nicht einsehen, zum anderen trauten sie sich nicht auf das Gelände, es sei denn in Hundertschaft. Wir hatten gute Kontakte zu toleranten Stadträten und viele von uns hatten in ihren Taschen die private Telefonnummer des einen oder anderen Stadtrates und dadurch gelang es uns, Polizei vorerst von uns fern zu halten.

Zuerst gönnte man uns eine Frist von drei Wochen. Danach sollten wir wieder verschwunden sein. Am Ende hatten wir das Gelände ganze sechs Jahre bewohnt. Wir riefen beim Elektrizitätswerk an und ließen an der Seite des Gevelewegs einen Stromkasten mit drei Anschlüssen, abgesichert mit je 24 Ampere, installieren. Wir riefen beim Wasserwerk an und machten die Leute darauf aufmerksam, dass hier rund 300 Menschen ohne Fließend Wasser lebten. Sie kamen und installierten Wasserhähne. Wir gingen zur Post und machten die Leute dort aufmerksam, dass hier im Holzhafen eine neue Wohnsiedlung entstanden war. Sie gaben uns die Postanschrift „Geveleweg 212.“, Wir hingen einen Gemeinschaftspostkasten an einen Pfahl an die Straße, gleich neben dem Eingang zum Sandweg und empfingen fortan Post. Am Ende waren wir noch zum Einwohnermeldeamt gegangen. Der Beamte des Einwohnermeldeamtes sah auf seinen Computermonitor und bemerkte: „Am Geveleweg gibt es keine Wohnungen. „Jetzt schon“, klärten wir ihn auf und als der Abend kam, waren wir offiziell auf unserer neuen Wohnadresse eingetragen. Wir gingen zur Telecom und beantragten Telefone. „Aber dort gibt es gar keine Telefonanschlüsse“, bemerkten die Mitarbeiter. „Dann schafft welche ran“, hatten wir zur Antwort gegeben und 250 Telefon Anträge auf den Tisch gelegt. Als wir den Raum verließen, hatte ich den Leuten der Telekom noch empfohlen: „Und wenn ihr schon dabei seid die Kabel zu verlegen, dann legt Kabel für Kabelfernsehen gleich dazu...“

Was uns alle vereinigte, war der absolute Wille zur Selbstbestimmung. Wir waren es, ein jeder von uns, der über möglichst viele Aspekte seines Lebens selbst entscheiden wollte. Wir ließen uns nichts aufquatschen. Von niemand. Auch nicht von der Obrigkeit. Es dauerte nicht lange und unser Wohngebiet am Geveleweg war zum Drogensupermarkt Amsterdams geworden. Bögen von LSD Pappen, ein Bogen immerhin rund 1000 Pappen, lagen in den Pfützen des Sandwegs und hingen wie bunte Wimpel in den Zweigen der Weiden. Wir konnten locker achtlos damit umgehen. Sie kosteten uns nur kleine Cent Beträge.-

Annas

Ankunft

Was unseren Willen zur Selbstbestimmung anging, konnte uns keiner das Wasser reichen. Bis Anna kam. Eines Morgens machte ich mich über den Sandweg auf den Weg zur Straße, als zu meiner Überraschung am Rande des Sandwegs ein mir gänzlich unbekannter Wohnwagen stand. Es war ein alter Wohnwagen, etwa 9 Meter lang und 2,20 Meter breit. Ein Wagen, wie früher Zigeuner und Schausteller sie hatten. Mit starker stabiler Anhängerachse und hoch auf vier Rädern mit verchromten Radlappen stehend. Ein stabiler, aber schon alter Wagen, mit Beulen in seiner metallenen Haut und Stellen, an denen der beige Handteller groß Lack

abgeblättert war. Ein altes Weib, öffnete die Tür, kippte einen Eimer Flüssigkeit ins Freie und schloss sie wieder.

Wer dieses alte Weib samt ihrem alten Wohnwagen hierher transportiert hatte, würde nie jemand so richtig erfahren. Es war nicht gut anzusprechen, dieses alte Weiblein. Klopfte man an dessen Tür, keifte es nur hinter einer verschlossenen Tür, „Geh weg, lass mich in Ruhe“. Erwischte man sie mal im Freien, was gelegentlich geschah, war sie manchmal auch ansprechbar und auf diese Weise erfuhr einer von uns, dass sie sich Anna nannte. Woher sie kam, ob sie noch Familie hatte, oder was sie früher getan hatte, darüber ließ sie sich nie aus. Da sie aber mit den Monaten von mehreren Anderssprachigen unter uns angesprochen worden war, waren wir schließlich dahinter gekommen, dass sie wenigstens 6 Sprachen sprach, nämlich Niederländisch, Deutsch, Englisch, Spanisch, Italienisch und Französisch. Aber darüber hinaus, blieb sie uns ein Rätsel. Außer von uns, bekam Anna nie Besuch.

In den Abendstunden sah man sie durch die Hinterstrassen der Nachbarschaft laufen. Gekleidet in Rock oder Trainingshose, einem roten Anorak und in silbern metallig glänzenden Moonboots, zog sie ein Kofferwägelchen hinter sich her, auf dem mit Gummistrippen allerlei pralle Plastiktüten geschnallt waren, und durchsuchte die Abfallkörbe der Nachbarschaft nach Essbarem.

In westlichen Teil der Stadt, nahe des Jordan, gab es ein Kloster der „Sisters of Charity“ Es war dies ein Nonnenorden, der seine Berufung von Leben und Treiben Mutter Therasas ableitete. Die Nonnen dieses Ordens waren in das gleiche weiße Gewand mit blauen Streifen gekleidet, wie Mutter Theresa von Kalkutta. Diese Nonnen, boten in ihrem Kloster den Stadtreichern der Stadt jeden Nachmittag (außer an Donnerstagen und an den Wochenenden) die Möglichkeit eines kostenlosen warmen Mahles. Zu diesen Nonnen war ich schließlich gegangen und hatte ihnen von Anna erzählt. Das Resultat dieses Gespräches war, dass ich fortan jeden Tag ein Aluminiumtöpfchen mit warmem Essen bei ihnen abholte und zu Anna brachte. Anna war natürlich so schlecht ansprechbar, dass ich ihr das Essen nicht direkt reichen konnte. Ich stellte es also vor ihre Wohnwagentüre, klopfte und rief: „Anna, das Essen ist da“. Danach vergingen einige Minuten, bis die Tür sich öffnete, ein magerer Arm erschien und ein mageres Händchen den Topf nach Innen zog...-

Wir, ich und einige Jungs vom "Weg", sind bei der Stadt gewesen um für Anna Sozialunterstützung zu beantragen und die hätte sie auch bekommen, hätte sie nur ihren vollen Namen genannt. Aber das wollte sie nicht. Um keinen Preis nannte sie jemals ihren vollen Namen.

Annas Wohnwagen hatte keinerlei Heizmöglichkeit und Amsterdam kennt sehr harte Winter. Es ist die Regel, dass die Temperatur dort im Februar 20 – 30 Grad unter Null erreicht. An einem dieser kalten Winter hatte ich Anna auf die Kälte angesprochen. Sie benötigte keinen Ofen, hatte sie erklärt. Sie pisse in ein Glas und wärme sich die Hände daran. Wenn die Kälte ihr gar zu quälend wurde, verbrannte sie einige alte Zeitungen im Edelstahlspülbecken ihres Wagens. Zu diesem Zweck war dann auch das Ende ihres Wagens an der die Tür sich befand,

bis zur Decke mit alten Zeitungen voll gestapelt.

Ich hatte einen dieser tragbaren Petroleumöfen mit rundem Docht beschafft, wie man sie in den Niederlanden häufig antrifft und hatte mit den Jungs abgesprochen, dass wir gemeinsam die Kosten für das Petroleum zahlen würden. An einem eisigen Wintermorgen, war ich mit diesem Ofen zu Anne gelangen. Ich hatte ihn in brennendem Zustand in Annas Wagen gestellt und zu ihr gesagt: „Anna, dies ist ein gut wärmender Petroleumofen. Lasse ihn brennen. Mache ihn nicht aus. Ich komme von nun an jeden Morgen vorbei und fülle seinen Tank mit Petroleum. Als ich am nächsten Morgen kam um den Tank des Ofens zu füllen, stand der brennende Ofen im Freien vor Annas Tür. Ein Kreis geschmolzenen Eises hatte sich um ihn her gebildet.

Annas

Tod

Um zu verhindern, dass unser Platz noch mehr Zulauf bekäme, hatte die Stadt das gesamte Gelände mit einem Zaun umgeben. An der Seite, an der die Straße lag, hatte dieser Zaun eine Öffnung gerade groß genug, um Menschen mit Fahrrädern durchzulassen. Daneben gab es ein breites verschlossenes Tor zu dem nur ich einen Schlüssel hatte. Vor dem Tor stand ein Schild mit der Aufschrift: „Bitte Einfahrt für Feuerwehr und Ambulanz frei lassen“...-

Es war an einem sehr kalten Februarmorgen, als hektisch an meine Tür geklopft wurde. Inge, eine Bewohnerin unseres Geländes stand draußen und erbat sich den Schlüssel zum Tor. Annas Wagen stand in Brand und man hätte bereits Feuerwehr und Ambulanz gerufen. Ich gab ihr den Schlüssel und sagte: „Hier, mach rasch auf“, und rannte danach zu Annas Wagen. Die Tür von Annas Wagen, am linken Ende seiner Breitseite, war geschlossen. Durch das Glas in der Tür konnte man sehen, dass dieses Wagenende bereits bis zur Decke in Flammen stand. Über diesen Einblick hinaus, konnte man schlecht ins Wageninnere sehen. Die Fenster lagen zu hoch. Ich schleppte eine leere Bierkiste heran, stellte mich darauf und sah hinein. Anna daβ seelenruhig, die Hände im Schoß, auf einer Bank am rechten Ende des Wagens und blickte wie hypnotisiert in die Flamen die immer näher kamen. Durch die Tür konnte sie diesen Wagen nicht mehr verlassen und so fasste ich den Entschluss, die Fensterscheibe einzuschlagen und Anna durch diese Öffnung ins Freie zu ziehen.

Ich warf einen Backstein durch das Fenster. Nun, da die Flammen Sauerstoff bekamen, stand mit einem Male das gesamte Wageninnere in fauchenden Flammen. „Komm hierher Anna“, rief ich. „Komm hierher zum Fenster!“ Anna stand seelenruhig auf. Anstatt sie aber zum Fenster gekommen wäre, schritt sie erhobenen Hauptes wie eine Madonna mitten durch die Flammen zur Tür. Die Tür öffnete sich und Anna fiel heraus. Sie war einfach nach vorne gekippt und aufs Eis gefallen ohne einen Laut von sich zu geben. Sie lag auf dem Eis, ein rauchendes Bündel und man sah, dass sie schwere Verbrennungen davongetragen hatte. Ihre Kopfhaut war gänzlich weggerannt und hervor sah ihr blanker Schädel.

Dann kam endlich die Ambulanz und nahm sie mit. Auf dem Weg ins Krankenhaus war Anna an ihren Verletzungen gestorben...-

Annas

Begräbnis

Es war noch stets kalter Februar, als Anna eines eisigen Morgens auf dem kleinen Maria Friedhof im Westen der Stadt beigesetzt wurde. Da niemand über den Namen "Anna" hinaus wusste wie sie hieß, hatte man sie nach ihrem augenscheinlichsten Merkmal benannt. Ihr augenscheinlichstes Merkmal, war ihr kahl gebrannter Schädel und so ist sie unter dem Namen „Anna Zondervel“, Anna ohne Fell beigesetzt worden.

Wir die Jungs, der harte Kern vom Geveleweg, waren natürlich beim Begräbnis anwesend. Anwesend waren auch einige der Nonnen des Ordens „The Sisters of Charity“. Auch vier Herren standen dabei, die keiner von uns jemals zuvor gesehen hatte. Es war eine Abordnung der Stadt, die Stadt, die Anna keine Sozialunterstützung zahlen wollte, nur weil dies arme alte Weiblein die Schrulle hatte, ihren Namen nicht nennen zu wollen.

Wir, die Jungs vom Weg, sahen dann auch recht unfreundlich auf diese Herren herab. Krähen, kreischten in den Tannen, als Annas kärglicher Sarg in die Grube gesenkt wurde. Als dies geschehen war, vollzog man das Ritual, nach dem jeder Anwesende ein Schauflein Erde auf den Sarg zu werfen hätte. Als wir, die Jungs, an der Reihe waren, sah Bone mich an. Er schlurfte einige Meter den Weg zwischen den Gräbern dahin und riss aus einem davon einen immer grünen Baum von sicher zwei Metern. Erdklumpen hinter sich am Wege lassend, schleifte Bone den Baum heran und warf ihn polternd auf Annas Sarg. Danach war Fat John an der Reihe. Er hatte Tränen in den Augen und entschuldigte sich dafür indem er erklärte, er hätte noch nie zuvor einem Begräbnis beigewohnt. John warf ein weißes Päckchen in Annas Grab und nur er und ich wussten, dass es sich um sein aller letztes Amphetamin und sein Spritzbesteck gehandelt hatte. Black Mick warf sein Feuerzeug in die Grube und als ich an der Reihe war, warf ich ein noch verpacktes Kondom hinein. Man weiß nie, Anna, verstehst du...?

Als wir zum Gelände zurückkamen, fanden wir den ausgebrannten Wagen Annas von Blumen umkränzt. Teure Blumensträuße und –Gebinde, waren dort niedergelegt worden, von Drogenhändlern, Nutten und anderen Ausgestoßenen.

Nun ist Anna schon viele Jahre tot, aber Verwunderlicherweise hat noch keiner, der sie erlebt hatte, vergessen. Es war ihr Starrsinn, ihr absoluter Wille zur Selbstbestimmung der sogar den unseren übertraf, was sie in unserem Gedächtnis hält. Ich hatte es mir am Ende zur Aufgabe gemacht, das ausgebrannte Wrack von Annas Wohnwagen zu beseitigen. Während ich den ganzen Schutt, der sich aus dem verbrannten Inneren des Wagens ergab beiseite räumte, war mir ein kleiner blanker, mit durchsichtigem Plastik überzogener Postbank Ausweis in die Hände gefallen, mit Annas Foto darauf. Auch ihr voller Name stand dabei. Sie hatte Anna De Jong geheißen, Anna die Junge. Ich hatte nie jemandem etwas davon erzählt weil ich dachte, es wäre nicht in Annas Sinn gewesen und so bin ich bis zu diesem Zeitpunkt da ich dies schreibe der Einzige der weiß, dass sie Anna de Jong geheißen hatte.

Der Amsterdamer Junkie Bund

Läuft man aus der Richtung des ij kommend, aus der Richtung der Amsterdamer central station, De Binnenkant hoch, eine kleine Gracht des Grachtengürtels, befand sich im drittletzten Haus, im Embryonalzustand, der „Amsterdamse Junkie bond“. Gutmeinende Angestellte Frauen des GG&GD, des Amsterdamer Gesundheitsamtes versuchten dort, halbwegs Struktur in das Treiben engagierter Junkies zu bringen. Gott, was war das für ein Haufen. Wichtig sich gebärende Junkies aus Deutschland, sogenannte „Eintagsfliegen“, die keine drei Jahre in der Stadt durchhielten, kamen mit den kühnsten Vorstellungen, von denen sich meist keiner realisieren ließ. In Den Haag sollte eine internationale Drogenkonferenz stattfinden. Wir mieteten zwei Reisebusse samt Fahrer, bespannten die Busse mit Tüchern auf denen Slogans standen wie „Wir wollen Heroin!“ und fuhren hin. Schließlich standen wir alle auf dem weiten Platz vor dem Kongressgebäude, verteilten Flugblätter und froren. Rein zur Konferenz, durfte keiner von uns. Wir hatten aus der Kasse des Bundes einiges an Geld mitbekommen um tagsüber essen zu können. Dieses Geld wurde sofort von Deutschen Mitgliedern mit den lautesten Schnauzen vereinnahmt. Sie kauften sich einige Krümel Heroin dafür, stritten sich, wer von ihnen wie viel bekam und wir, der ganze Rest, ging hungrig aus. Wir wussten, dass an dieser Konferenz unter anderen der Innenminister von Malaysia teilnehmen würde. Im Lande dieses Mannes werden sogenannte „Drogentäter“ noch aufgeknüpft und so hatten wir ihm ein Geschenk gebracht. Ein Bilderrahmen, auf dem aus echtem Seil geknüpft, 100 verschiedene Knoten zu sehen waren. Ich war es, der im Lichtgewitter der Presse das Geschenk überreichen durfte: „Und wenn Sie demnächst wieder irgendein armes Schwein erhängen, suchen Sie sich hier bitte einen hübschen Knoten dafür aus“.

Danach sah ich eine Gruppe gut gekleideter Leute über den Platz kommen. Ich eilte darauf zu und drückte dem Herrn in der Mitte einen unserer Flugblätter in die Hand. Während rings um uns her Fotoapparate klickten und blitzten, nahm der Mann das Flugblatt freundlich lächelnd entgegen. Wie sich herausstellte, war das der Niederländische Innenminister. Auf diese Weise sah ich meine bescheidene Figur tags darauf auf der Titelseite einer jeden Niederländischen Tageszeitung.

Ein erbärmlicher Haufen war er, dieser „Amsterdamse Junkie bond“. Im Rotlichtviertel, in dessen unmittelbarer Nähe die Räume des Bundes sich befanden, gab es einen Polizisten der Drogenkonsumenten grundsätzlich zusetzte. Fand dieser Mann eine Spritze bei jemand, warf er sie grundsätzlich zu Boden und trat sie mit seinen Stiefeln in Stücke. Wie viele HIV Infektionen der Esel damit initiiert hatte, steht in den Sternen. Der Junkie bond wollte etwas gegen diesen Mann unternehmen. Man legte dazu in den Räumen des Bundes ein Buch aus, in das jeder Klagen über diesen Polizisten schreiben, jede seiner Untaten berichten konnte. Wäre das Buch genügend angefüllt, wollte man damit zu den entsprechenden Stellen laufen. Es dauerte gar nicht lange und das Buch hatte sich beträchtlich gefüllt. Doch dieser Polizist bekam Wind davon. Er bezahlte irgendeinen Junkie mit einigen Krümeln beschlagnahmten Heroins und schickte ihn los um das Buch zu klauen. Am Ende saß der Bulle wohl gemütlich in irgendeinem Cafe und las sich lachend seine eigenen Schandtaten vor. Ein erbärmlicher Haufen war er in seinen Anfängen, dieser „Junkie bond“. Aber erscheint sich entwickelt zu haben. Nicht zuletzt durch sein Wirken, kam endlich die Heroinverordnung in die Stadt.

Die Akha Khan Teestube

Rauch, hing wie eine Wolkendecke über den Köpfen der Gäste der Akha Khan Teestube am Mercator plein zu Amsterdam. Dominosteinen, klapperten. Kaum jemand sprach. Nur hinten, an einem der Tische in der Nähe der Garderobe, waren mehrere Männer mit gesenkten Köpfen aufgeregt flüsternd miteinander im Gespräch. Auf dem Tisch, in ihrer Mitte, lag ausgebreitet eine Landkarte. „Hier“, sagte einer der Männer und wies mit dem Finger auf eine Stelle der Karte. „Hier, müsste er jetzt sein. Wenn er innerhalb der nächsten dreißig Minuten nicht anruft, ist etwas schief gelaufen“. Gemeint war Juri, der Bruder des Sprechers, der gerade mit einem Tanklastzug voll Chemikalien an einem französischen Grenzposten an der Belgischen Grenze stand. Im langgezogenen, silberglänzenden Tank seines Lastzuges befanden sich nicht nur Chemikalien. Dort befanden sich auch 1000 Kilogramm Heroinbase aus der Türkei, gut verpackt und im flüssigen Inhalt des Tanklastzuges versenkt. Gerade nahm einer der französischen Grenzposten seine Mütze ab, wischte sich mit dem Handrücken über seine Stirn und winkte danach dem Fahrer des Tanklastzuges zu, er möge weiterfahren. Langsam, zog der schwere Tanklastzug aus der Enge des Grenzpostens und auf die weite belgische Straße hinaus. 40 Kilometer weiter, hielt er an einem Truckerstopp.

Das Handy, dass vor den Männern auf der ausgebreiteten Landkarte lag, begann zu klingeln. Einer der Männer griff danach. Er hielt es an sein Ohr, lauschte kurz und lächelte. „Juri ist durch“, sagte er und legte das Handy beiseite. Ein Aufatmen ging durch die Männer. Jetzt dauerte es höchstens noch 2 Stunden, bis der Lastzug an einem der Lagerhallen am stillgelegten Java Hafen einlaufen würde.

Die Lagerhalle C am stillgelegten Java Hafen war stellenweise bis zur Decke vollgepackt mit gebrauchter Kleidung. Es war das Ergebnis einer ständig stattfindenden Altkleidersammlung im Westen Amsterdams, mit deren Ertrag die Gemeinde der Nassau Kerk verschiedene soziale Projekte, wie Küchen für die Armen ihres Stadtteils, finanzierte. Meine Aufgabe war es, all die alten Kleidungsstücke auf Qualität und Zustand, zu sortieren. Wir hatten drei Kategorien: Sehr gut, Gut und schlecht. Kleidungsstücke aus der Kategorie „Sehr gut“, wurden in verschiedene Ostblockländer verschifft, wo sie in Geschäften vertrieben wurden. Kleider der Kategorie „Gut“, wurden an verschiedenen Stellen der Stadt kostenlos an Bedürftige verteilt und Kleidungsstücke der Kategorie „schlecht“, kamen in unsere Fasermühle. Dort, worden sie zerfetzt und bis zu den Fasern nieder gebrochen. Die Fasern wurden zu Ballen gepresst und über verschiedene Fabriken verteilt, wo aus ihnen neue Artikel hergestellt wurden. Die Arbeit machte mir Freude. Ich war selbstständig und vor allem immer gut gekleidet. Zu der Zeit, gab ich nie Kleidung zur Wäsche. War sie schmutzig geworden, warf ich sie weg und nahm aus unseren unerschöpflichen Vorräten neue. Ich war gerade ins Freie getreten um eine Zigarette zu rauchen, als ein großer, blitzender Tanklastzug mit Niederländischem Kennzeichen auf Lagerhalle A zurollte. Wenige Minuten später, ich hatte meine Zigarette noch nicht zuende, kamen vier Pkws die schmutzige Hafestraße hoch, rollten auf den Tanklastzug zu und hielten. Mehrere Männer stiegen aus. Zwei von ihnen sahen kurz zu mir. Danach verschwanden sie im Innern von Lagerhalle A. Kurz darauf rollten die Tore der Lagerhalle zur Seite und der Tanklastzug verschwand darin. Wahrhaft ungewöhnliches Treiben gab es nie, in diesen stillgelegten Abschnitten des Amsterdamer westlichen Hafengebietes. Allerlei Unternehmen nutzten die stillgelegten Lagerhäuser zu einer Vielzahl von Zwecken. Deshalb war mir auch nichts sonderbar vorgekommen. Bis die Männer wieder in ihre Autos

gestiegen und davon gefahren waren. Der Tanklastzug stand noch stets in der Lagerhalle. Doch gleich vor dem Schiebetor der Halle, das jetzt gut wieder verschlossen war, lag ein Paket. Es sah etwas sonderbar aus, aus braunem Packpapier bestehend und überzogen mit durchsichtiger Kunststoffolie. Die Folie schien nahtlos verschweißt zu sein. Ich nahm das Paket mit in Lagerhalle C, nahm ein Taschenmesser zur Hand und schlitze es auf. Unter dem braunen Packpapier befand sich eine Schicht aus türkischen Tageszeitungen. Als die Spitze meines Taschenmesser diese Lage Tageszeitungen durchdrungen hatte, kam hellbraunes Pulver aus dem Paket gequollen. Ein etwas säuerlicher Geruch machte sich breit. Er erinnerte stark an Essig. Ich kannte solches Pulver. Es war das Selbe Pulver, wie Brigitte es in kleinen Papierbriefchen immer mit nachhause gebracht hatte, kurz bevor wir auseinander gegangen waren. Dieses Pulver war Heroinbase, kein Zweifel. Und es war nicht wenig davon. Behutsam nahm ich das Paket vom Tisch und legte es auf unsere Kleiderwaage. Sie zeigte auf 5,1 Kilogramm. Ich hatte die Tragweite meines Fundes noch nicht überdacht, als ich draußen das Geräusch von Fahrzeugen hörte. Ich sah durch den Spalt des leicht geöffneten Schiebetors. Es waren die gleichen Fahrzeuge wie vorhin. Sie hielten vor dem Tor der Lagerhalle A. Männer stiegen aus, liefen zum Tor von Halle C und öffneten es. Kurz danach kamen sie auf meine Lagerhalle zu. Sie schoben das schwere Tor beiseite, traten ein und kamen sofort zur Sache. Zwei von ihnen packten mich bei den Armen und warfen mich gegen die Wand. Ein andere trat auf mich zu. Er zog eine mächtige Pistole unter seiner Jacke hervor und drückte mir ihren Lauf ins Ohr dass ich aufschrie vor Schmerz. „Hörst du die Frage“, sagte der Man. „Ja“, hauchte ich. „Ich höre sie. Das Zeug liegt dort drüben auf dem Tisch. Es fehlt nichts davon“. Zwei der Männer gingen zum Tisch und riefen kurz danach etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand. „Stimmt“, sagte der Eine und nahm seine Pistole aus meinem Ohr. „Jedenfalls fehlt nicht viel“. „Nein“, sagte ich. „Ich hatte es gerade nur aus Neugierde geöffnet, aber ich habe nichts davon weggenommen. Darf ich etwas davon haben“? Daraufhin lachten die Männer und winkten mich an den Tisch, auf dem das aufgeschlitzte Paket lag. Einer von ihnen holte ein Bündel rechteckiger Stücke Aluminiumfolie und einige bunte Plastikstrohhalm aus seiner Jacke und verteilte sie. Kurz darauf standen wir alle um meinen Arbeitstisch und rauchten das braune Pulver mithilfe der Strohhalme von erhitzten Stücken Aluminiumfolie. Auf diese Weise war ich im Jahre 1984 mitten in die größte Schmuggel- und Verteileraktion geraten, die Amsterdam in diesem Jahre kannte.

Bevor die Leute meine Lagerhalle verließen um wieder zurück in die Stadt zu fahren, luden sie mich ein, am folgenden Tag in die Teestube Akha Khan zu kommen.

Die Akha Khan Teestube befand sich rechts des langen asphaltierten Streifens des mercator pleins, auf dem die Märkte der Nachbarschaft stattfanden. Ihr Eingang war so unscheinbar in die lange Häuserzeile eingelassen, so gänzlich ohne äußeren Schmuck und Reklame, dass ich fast davor stand und doch mehrmals fragen musste, wo er sich befand. Die Teestube bildete ein Familienunternehmen. Sie war in einem ebenerdigen Ladenraum untergebracht, über dem Wohnräume sich befanden. Eine steile Holzterrasse, führte hinter der Theke nach oben. Achmet und Juri, die beiden Brüder, zusammen mit ihren Freunden, hatten einen Stammtisch in der Nähe der Garderobe. An diesem Tisch besprachen sie das Verteilen ihrer Schmuggelware. Hier wurden Transporte über das gesamte europäische Gebiet besprochen, bis nach England und Irland. Die Transporte nach England und Irland verliefen mit der Fähre per Pkw über hoek van Holland. Während ihres Planens vermieden sie so weit es ging auffallend die Länder Deutschland und Frankreich als Transitländer. Heute, und im Jahre 1984, saßen Achmet, sein Bruder Juri und deren Freunde an diesem

Tisch und in diesem Geschäft. Im nächsten Jahr, konnten es wieder ganz andere Leute sein. Solcherlei Geschäfte fluktuierten und flammten einmal in dieser Gruppe von Menschen auf und ein anderes Mal in jener. Das bedeutete nicht, dass Achmet und sein Bruder und ihre Freunde am mercator plein in diesem Jahr die einzigen gewesen wären, die dieses Geschäft betrieben. Es gab stets mehrere dieser Gruppen. Sie mochten sich untereinander kennen, aber ihr Vertrauen in mich reichte nicht so weit, dass auch ich sie kennen lernte.

Noch nie zuvor hatte ich soviel Heroin auf einem Haufen gesehen wie in der Zeit mit diesen Leuten. Die größte Menge, die mir bis dahin vor Augen gekommen war, waren 5 Gramm, von denen ich noch nicht mal wusste, ob es sich dabei auch tatsächlich um Heroin handelte. Ich hatte auch noch nie zuvor soviel bares Geld auf einem Haufen gesehen, wie in der Zeit mit diesen Leuten. Das Geld, unterlag ähnlichen Schmuggelprozessen wie die Ware, aus der es hervor gegangen war. Auf geheimnisvolle Weise, fanden Postsäcke voll Geldscheine ihren Weg in den Osten, wie ich hörte, Richtung Usbekistan. Es schien eine Art Kreislauf zu sein. Auf der Flanke Türkei Europa, kam Heroin nach Amsterdam und auf der Flanke Polen Russland, verließ Geld die Stadt. So einfach viele der Betreiber dieses Geschäftes auch gewesen sein mochten, sie besaßen große Kenntnisse der Psychologie. Diese Kenntnisse fanden Anwendung bei der Zusammenstellung der einzelnen Kleintransporte. So legte man z.B. größten Wert auf das Aussehen des Fahrers und auf das Aussehen des Pkws, mit dem die Schmuggelware nach England geraten sollte. Vom Aussehen her junge europäische Familienväter, fuhren sie ältere Fahrzeuge der Mittelklasse, in denen es von Fußball Wimpeln und Abzeichen wimmelte. Musikkassetten gewisser Interpreten lagen wie belanglos durchs Fahrzeug gestreut. Dabei ging man im Grunde exakt auf das ein, was Zöllnern zum Aussondern verdächtiger Fahrzeuge und Personen beigebracht wurde und schuf davon einfach das genau gegenteilige Bild.

Jane, und die Asylantenstadt jenseits der Straße

Jane war schwer in Thijs verliebt. Doch Thijs warf sie eines Tages aus seiner Bude. Seitdem wurde Jane nur noch älter.

Jane trug als obere Schneidezähne zwei Jacketkronen, die durch ihre helle Farbe deutlich vom Rest ihres Gebisses abstachen. Diese beiden Kronen ließen gelegentlich los, was Jane weiter keine Probleme zu bereiten schien. Sie stak sie einfach irgendwie wieder an ihre Stelle und fertig.

Als sie eines Tages in die krosse Kante einer Haschisch durchbackenen und mit Marihuana bestreuten Pizza biss, kamen diese beiden Kronen wieder los. Vor Schreck ließ Jane ihr Stück Pizza fallen und sah zu spät, dass ihre beiden Schneidezähne direkt oben auf lagen. Sie wollte noch danach greifen, da hatte aber schon Baro, die Töle, ein halbwild lebender Hund, das Stück Pizza zwischen den Zähnen und war fort damit. Wie der Blitz, war Jane hinter ihm her, was Baro nur noch mehr anspornte, möglichst rasch das Weite zu suchen. Schließlich hatte er sich unter Bens Wohnwagen verkrochen, wo er in aller Ruhe sein Stück Pizza verzehrte. Als er wieder von unter dem Wohnwagen hervor kommen wollte, stak er seinen Kopf genau in die Schlinge, die Jane für ihn bereitgehalten hatte.

Jane band Baro an kurzem Stricke an die Anhängerkupplung von Bens Wohnwagen und kroch auf dem Bauche unter den Wagen um die Stelle an der Baro gelegen und gefressen hatte, nach ihren Schneidezähnen abzusuchen. Wir saßen unterdessen vor John the legs Wohnbus mit Flaschen Bier in Händen und grölten: „Er hat sie gefressen! Du suchst vergebens! Wir haben alle gesehen, wie er sie gefressen hat!“ Schließlich glaubte Jane uns.

Jane schleifte Baro am Strick zu ihrem Wohnwagen und band ihn dort fest, dabei seine Leine so kurz wie möglich haltend. Sie ließ ihn nicht mehr aus den Augen. „Du musst ihm Hefe zu fressen geben“, riet Allan. „Das treibt“. Doch Baro konnte man nichts mehr zu fressen geben. Er war von Gleichgewichtsstörungen geplagt mit roten Augen zur Seite gesackt und liegen geblieben. Eine lange Zunge hing aus seinem Maul und er gab Töne von sich, als sänge er leise vor sich hin. "Mein Gott! Er Stirbt!", rief Jane mit bebender Stimme und sah beängstigt auf den platt am Boden liegenden Baro hinab. „Du musst ihm die Eier kralen“! rief Andy von Johns Wohnbus herüber. „Dann kackt er garantiert“!

Zwei Tage später, sahen wir zu unserer Überraschung Baro wieder frei über das Gelände

laufen. Bald darauf erschien auch Jane und lachte breit, mit ihren Schneidezähnen, blank poliert, wieder an ihrer Stelle. Während derart die Tage vergangen waren, hatte sich jenseits des Lärmschutzwalles und auf dem weiten leeren Gelände jenseits der Schnellstraße einiges getan. Zelte, waren dort errichtet worden und immer mehr Zelte entstanden, bis eines Tages eine kleine Stadt aus Zelten auf diesem Gelände stand. Bald darauf hörten wir ein harmonisches Tonsignal, einen Dreiklang, - Bing Bong Bung -, und gleich darauf eine elektronisch verstärkte Stimme, die etwas auszurufen schien. Wir wurden neugierig und entsandten einen Spähtrupp. Allan und die Kinder Lodewijk und Aaron. Als sie wieder zurück waren, hatten sie folgendes zu berichten: Es war dort drüben, jenseits des Lärmschutzwalles und der Schnellstraße, eine Zeltstadt entstanden die Asylbewerber beherbergte. Der Dreiklang und die elektronisch verstärkte Stimme entstanden immer dann, wenn einer der Insassen zu irgendeiner Stelle gerufen wurde. Die Menschen dort, hatten keine Zelte für sich, sie hatten Bettnummern und durften weder Bargeld noch Kugelschreiber besitzen. Sonderbare Regelungen, gab es in dieser Asylantenstadt von Segeltuch. Erkundigungen ergaben, dass auch im Rest des Landes immer mehr solcher Zeltstädte aus dem Boden wuchsen. Damit Asylbewerber keine befreundeten Gruppen bilden oder hilfreiche Menschen kennen lernen konnten, welche die einheimische Sprache sprachen, wurden sie innerhalb dieser Zeltstädte rotiert, immer wieder in eine andere verlegt.

Wie wir erfuhren, ging es in diesen Asylantenstätten nicht darum, Asylbewerbern etwa Asyl zu gewähren. Es ging vielmehr darum, ihnen mit allen Mitteln des Rechts und einigem Unrecht, Asylanträge zu verweigern und sie so bald wie möglich wieder über die Grenze des Landes zu schieben. Wir erfuhren, dass europäische Länder wohl behaupteten, zu jedem gegebenen Zeitpunkt eine feste Zahl Asylanten oder Asylbewerber zu beherbergen. Dass es sich dabei aber nur selten um dieselben Asylbewerber handelte, wurde weniger breitgetreten. Man ließ folglich diese Menschen wohl ins Land, hatte dort aber einen gut geölten Apparat für sie bereit stehen, der sie möglichst glatt wieder außer Landes befördern sollte. Kaum einer von ihnen, es sei denn er hatte sehr gute Beziehungen im Lande, hatte eine Chance, seinen Asylantrag bewilligt zu bekommen. Mit diesem Wissen bewaffnet waren wir zu dem Schluss gekommen, wir, als Bürger Amsterdams, müssten diesen Leuten Asyl gewähren. Als erstes holten wir eine Familie aus Usbekistan, Vater Mutter und 13 jährigen Sohn, aus der Zeltstadt und ließen sie in unserer Mitte verschwinden. Für die beiden Erwachsenen wurde Arbeit gefunden. Er schweißte bald an Schiffsliefern in einer Werft im Hafen, während sie Reinigungsdienste in verschiedenen Kirchen der Stadt erledigte. Es dauerte nicht lange und es gelang uns, den Sohn in einer Schule unter zu bringen. Dieser Usbekischen Familie folgten mit der Zeit weitere. Heute, leben sie als eingebürgerte, wenschon illegale Bürger Amsterdams, über der ganzen Stadt verteilt, während all diejenigen, die blauäugig auf die Redlichkeit des Niederländischen Asylantensystems vertraut hatte, in ihren Heimatländern gefoltert wurden.

Die Abfallrose

An diesem Morgen, war der Philosoph vom Deck des kleinen Kreuzers ins Wasser gesprungen, (Das Schaukeln des kleinen Bootes, von dem man wach wurde, verriet ihn....) und wurde nie wieder gesehen. Drei Tage später ging ich los um ihn bei anderen Wohnbooten an den nahe gelegenen Grachten zu suchen. Nirgendwo, war auch nur eine Spur des Philosophen zu entdecken. Niemand, hatte ihn gesehen...

Während einer weiteren Suchaktion in der Gegend der Montelbaanstraat, erfuhr ich von einem süchtigen Mädchen die Adresse seiner Mutter, die angeblich am Overtoom wohnte: „Ein idiotisches altes Weib. Die reinste Furie..“. Der Philosoph hatte einmal durchschimmern lassen, dass das Boot ein Geschenk seiner Mutter gewesen sei, oder sie jedenfalls finanziell irgendwie damit zu tun hatte. Nachdem ich in den Telefonbüchern ergebnislos nach ihrem polnischen Namen geforscht hatte und ich ohnehin weiter nichts zu tun hatte, fuhr ich mit der Straßenbahn zum Overtoom. Dort, schien die genannte Adresse unbewohnt. Doch ein Nachbar wusste zu erzählen dass die Frau, nach Neu Mexiko verzogen sei...

Er selbst auf unerklärliche Weise im Nebel verschwunden, saß ich nun, mit dem kleinen Kreuzer des Philosophen. Nicht dass ich das als großes Problem gesehen hätte. Meine Frau hatte mich aus der gemeinsamen Wohnung geworfen, und ich war somit ohne Zuhause. Deshalb war mir der Kreuzer mehr als willkommen und gewiss besser als Nichts. Das Verschwinden des Philosophen beschäftigte mich weiter: Sollte man in solchen Fällen des Verschwindens nicht etwas unternehmen? Etwa die Polizei benachrichtigen... ? Oder würde der Gesuchte am Ende wieder auftauchen und mir Probleme bereiten weil ich das Auge des Gesetzes auf ihn gelenkt hatte? Ich wusste mir keinen Rat. Nichts schien sinnvoll. Ich beschloss deshalb, vorerst nichts zu tun. Doch wie sich zeigte, musste ich erst gar nicht zur Polizei, die kam nämlich zu mir. „Einfach so tun als sei ich zu tun und wüsste von nichts -“, sagte ich mir, als ich durch das Bullauge lugend beobachtete, wie der Streifenwagen direkt an meiner Anlegestelle hielt. Doch dann kroch ich aus der Kajüte hervor. „Guten Tag“, sagte einer der beiden jungen Polizisten mit moderner Haartracht. „Sind sie der Besitzer dieses Bootes“? Ich nickte. Das Erscheinen der Beiden hatte weiter keine bedenkliche Ursache. Es schien lediglich, dass es mir mit dem kleinen Kreuzer nicht gestattet war, hier an dieser Stelle an zu legen. Nein, wohin der Philosoph verschwunden war wussten die Beiden Polizisten auch nicht. Ihnen ging es lediglich darum, das mein Boot, der kleine Kreuzer, innerhalb von 48 Stunden von hier weg, und über die Gemeindegrenze der Stadt Amsterdam hinaus verschwunden sei. Mein Aufenthalt an dieser Stelle wäre nämlich gegen die städtischen Bestimmungen des Wohnbootgesetzes, und sie würden den Kahn beschlagnahmen, wäre er nicht innerhalb der angegebenen Zeit aus der Stadt verschwunden. „Alright“, sagte ich schliesslich. „Ist gut“. Allerdings hatte ich keine Ahnung, wie ich diesen Kahn flott kriegen sollte, (einen Motor besass das Ding nicht) und vor allem wusste ich auch nicht, wohin damit. Ich ging noch einmal auf die Suche nach dem tatsächlichen Besitzer. In einem Cafe traf ich das selbe süchtige Mädchen an wie beim letzten Mal. Nein, sie hatte inzwischen den Vermissten nicht gesehen. „Konnte der Witzbold eigentlich schwimmen“? – informierte ich misstrauisch. Selbstmord? Nein. Davon wusste sie nichts. Wohl waren sie Beide einmal in Zandvoort an der See gewesen. Sie wäre dort Schwimmen gegangen. Er nicht. Ihm war das Wasser zu kalt. Das konnte ich mir gerade vom Philosophen sehr gut vorstellen. Wohl begriff ich, das der Philosoph gut konnte, was das Mädchen mir mit Augenzwinkern zu verstehen gab... . Ich mag Mädchen

nicht, die mir Derartiges unverblümt zu verstehen geben. Ich stehe mehr auf den mystischen Typ. Ich suchte weiter. Doch niemand hatte den Philosophen gesehen... . Der kleine Kreuzer war ein gutes Boot. Es war eigentlich nur eine Wanne von Stahl mit einem hölzernem Aufbau, der ein wenig zu hoch ausgefallen war. Dieser Aufbau war nicht zu hoch für jemand, der sich in ihm aufhielt, (man verweilte darin gebückt, in der Hocke, oder liegend...) er war mehr zu hoch für die Konstruktion des Bootes selbst. Der Kahn hatte nämlich keinen Kiel, und war er war somit oben ein wenig zu schwer und deshalb nicht im Gleichgewicht... . Dies Boot war einst von einem dänischen soulbrother gebaut worden. Es war mehr als Aufenthaltsort gedacht, und weniger als Mittel zur Fortbewegung. Doch von diesem Umstand abgesehen, und noch von einigen anderen Übeln, war es ein grossartiges Boot. War man ein wenig anpassungsfähig und gelenkig genug, konnte man darin sehr gut alleine, zu zweit, und selbst zu dritt wohnen. Ich jedenfalls fühlte mich darin wohl... -.

Als die beiden jungen Polizisten eine Woche später zum zweiten Mal erschienen: na, wie sieht es denn aus? - wusste ich, was ich zu tun hatte. Ich begann sofort mit den Vorbereitungen, ab zu legen. Sollte der Kahn bei dem Versuch kentern, konnte ich wenigstens, so hoffte ich, auf die Hilfe der beiden Polizisten rechnen. Wenn einer mit dem Kahn untergeht, so dachte ich, dann wir alle drei... . Ich war eben beschäftigt die Tauen los zu machen, da kam jemand aus dem Haus gegenüber angerannt. Der Mann wedelte mit einem grauem Umschlag. Ich riss ihn auf und las. Es war ein Brief aus dem Untersuchungsgefängnis. Er war ein Brief vom Philosophen. Man hatte ihn „wegen einigen Scherzen“ (ich hatte keinerlei Vorstellung was er damit meinte) eingelocht. Er bat mich, während seiner Abwesenheit für sein Boot zu sorgen, und er bat um das Zusenden von einem Päckchen Tabak, Zigarettenpapier, und ein Kilo Zucker... . Ich liess mir von den beiden Polizisten nichts anmerken, und stiess den kleinen Kreuzer mit eins und zwei und drei und mit Gottes Segen vom Kai... . Das Boot schaukelte sehr beängstigend, doch es kenterte nicht. Ich zögerte eine Weile um zu erforschen, welche Richtung den geringsten Widerstand bieten würde; War es die Richtung in die der Wind wehte, oder war es die Richtung der Strömung? (...hätte man nun beide, den Wind und die Strömung auf seiner Seite gehabt, müsste man selbst zur Fortbewegung weit weniger Energie aufbringen...) Doch der Wind trieb den Kahn mit etwa der selben Kraft in die eine Richtung, wie die Strömung in die andere trieb. So schaukelte ich erst mal ohne nennenswert Richtung zu nehmen auf einer Stelle. Nun hätte ich persönlich gerne Kurs in Richtung Stadtzentrum genommen, denn es schien von dort her eine gewisse Wärme zu wehen. Doch standen leider noch immer die beiden Polizisten auf ihrem Posten und sahen mir zu. So blieb mir nichts anderes übrig als mit einem Brett in der Hand in Richtung Hafen zu paddeln... . Die beiden Polizisten sahen es und schienen zufrieden. Sie stiegen in ihren weissen VW Käfer und fuhren davon... . Das gab mir ein Gefühl der Befreiung, denn schon immer fühlte ich mich ein wenig befangen in der Gegenwart solcher Leute. (Eine gute und gesunde Einstellung, wie mir scheint... .)

Ich kam, wegen der beiderseitig sich aufhebenden Strömungen im Grachtensystem, kaum merklich voran. Nicht dass ich es eilig hatte. (Uhrzeit war mir seit langem schon überflüssig geworden...) Auch fehlte mir ein Reiseziel. Doch ist und bleibt es ein niederschmetterndes Erlebnis zu sehen, dass man sich trotz Einsatz aller Kräfte und allen Gepaddels, im Verhältnis zu den feststehenden Punkten an Land nicht bewegt. „So wie der Wind weht, so weht auch meine Seele“, pflegte mein Vater immer zu sagen. So hat er dann auch ein Drittel seines Lebens in Arbeitshäusern und Strafeinrichtungen zugebracht... -.

Trotzdem paddelte ich mit dieser Lehre vor Augen weiter, bis tatsächlich die Brücke der Prins Hendrik Kade in Sicht kam. Da erkannte ich, dass ich, wenschon erbärmlich langsam, aber

dann doch voran kam. Diese Einsicht eröffnete mir gewaltige Perspektiven... . Allerdings passte mein Boot nun nicht unter der Brücke durch. Es fehlte nicht viel. Fünf Zentimeter vielleicht. Doch diese fünf Zentimeter waren zu viel. Es ging nicht. Dies war der Anfang einer ganzen Reihe zu niedriger Brücken, mit deren Passieren ich ohne es zu wollen, Übung bekommen sollte. Ich suchte nach einer Lösung. Man müsste Ballast haben -, dachte ich. Am einfachsten wäre natürlich die Methode der Unterseeboote: Mit Wasser zu flutende Tanks, Pumpen und Absperrventile... . Doch ich besass lediglich einen Alten, verbeulten Benzinkanister, und der war bei Weitem nicht genug. Es blieb mir nichts anderes übrig als an Land zu gehen und dort irgendwelche schwere Gegenstände zu suchen. (Der Gedanke an die beiden Polizisten vereinfachte dieses Vorhaben nicht gerade... .)

Das Wrack eines alten Gasherds, ein verschlissener Autoreifen, und schliesslich noch ein Stapel Pflastersteine aus den Bürgersteigen der Gegend schien mir endlich Gewicht genug. (Wegen Letzterem hatte ich noch eine lebhafte Auseinandersetzung mit einem alten Herrn, offenbar ein Anwohner... .) Als ich das Boot dann schliesslich, gut mit Ballast beladen, mit den Händen von der Unterseite der Brücke abstossend durch den dunklen, hallenden Tunnel hangelte, bekam ich den Schreck meines Lebens. Ein Touristenboot der Stadt kam mir plötzlich von der anderen Seite her in voller Fahrt entgegen gerast. Ich hatte es gar nicht ankommen hören, und der Kapitän des Bootes hatte mich nicht gesehen. Um ein Haar verstand es dieser Mann, einen Zusammenstoss zu vermeiden. Aber er knallte doch noch mit dem Hinterteil seines Schiffes gegen meinen kleinen Kreuzer an. Der Schlag und die erzeugten Wellen liessen ihn auf der Wasseroberfläche tanzen. Er schlug mit dumpfem Knall gegen die Unterseite der Brücke. „Kannst du kein Signal geben!? – rief ich dem Kapitän mit seiner Sonnenbrille auf der Nase hinterher.

„Du Neanderthaler“, brüllte er zurück, und alle Passagiere des Touristenbootes drehten sich um und sahen nach mir: *Amsterdam, eine Stadt voll Überraschungen...* . Während ich gewissen düsteren Gedanken über die hohe Geschwindigkeit von Touristenbooten nachhing, (Je schneller diese Dinger fahren, desto mehr Fahrten können sie absolvieren, desto mehr Geld verdient die Reederei. Was wieder mal zeigt, wie gefährlich die Jagd nach Geld sein kann... .) kam ich zu dem Schliss, das ich eigentlich gar nicht wusste, wer denn in solchen Fällen tatsächlich Vorfahrt hatte. Man sollte wenigstens einen Blick in die Gebote der Binnenschifffahrt getan haben, bevor man sich wie ich auf die Gewässer wagt. Vorsicht schien jedenfalls das oberste Gebot... . In den Gewässern des ehemaligen Oosterdok schien die Strömung sich zu verringern. Doch ich bekam, nachdem ich den Bug in Richtung Central Station gekehrt hatte, Rückenwind. Wennschon es eine armselige Art der Fortbewegung blieb, hatte das Paddeln mit meiner Planke nun mehr Effekt. So ruderte ich entlang der POLLUX, einem gigantischen Dreimaster aus dem zwanzigsten Jahrhundert, der von der niederländischen Marine als Schulschiff verwendet wurde. Einer der Matrosen stand oben an der Reling. Er wies mit den Finger in meine Richtung und erhob ein gewaltiges Geschrei, gerade so, als wären Piraten in Sicht. Eine ganze Horde junger Leute erschien daraufhin an Deck. Sie schrien und gebärdeten sich wie die Affen, als sie der RAMAYANA (so hiess mein kleiner Kreuzer damals) ansichtig wurden. Ein dicker, prächtig uniformierter Offizier trat zu den jungen Leuten und begann offensichtlich mit einer Art Vortrag. Wie es schien, benützte er mein Erscheinen um den Jungs zu erklären, wie es in der Binnenschifffahrt jedenfalls nicht gemacht wird. Pass auf -, dachte ich, während ich ihm zusah. Wenn du Zeit für ein Spässchen hast, dann habe ich die auch -. Ich tauchte in die Kajüte der Ramadyan, wühlte ein wenig in dem Chaos dort, und kam mit einem Eimer roter Farbe wieder zum Vorschein. Der Philosoph hatte *Ramadayan* schon immer einen seltsamen Namen für den kleinen Kreuzer

gefunden. Und das war es auch. Hatte das kleine, schlecht konstruierte Ding doch keiner Ähnlichkeit mit den erhabenen 24000 indischen Versen gleichen Namens. Doch der Philosoph war der Meinung gewesen, der Name eines Schiffes dürfe nie verändert werden. Ich war da anderer Meinung. Ich meinte, Schiffe sollten überhaupt keine Namen tragen, und wenn sie schon einen haben, sollte man den keineswegs allzu ernst nehmen. Ich nahm also den Eimer mit der roten Farbe, und malte in grossen Buchstaben das Wort CASTOR an meinen Bug. Jetzt guckte er aber, der dicke Offizier dort oben auf seinem unwirklich gross aussehenden Dreimaster. Jetzt waren wir Brüder geworden, ich mit meinem kleinen Kreuzer, und er mit seinem gewaltigen Schulschiff. Es wurde noch ein schöner Mittag, mit viel Spass und viel Gelächter... Castor schien dann auch in der Zeit die noch kommen sollte, ein passender Name für den Kleinen Kreuzer zu sein. Immer, wenn ich später daran zurückdachte, erschien er mir als intimer, Zuflucht bietender Kamerad. Und so verlor ich schliesslich auch den Anschein, das Schiffe keine Namen haben sollten. Ruhe unter allen Umständen wurde die hervorragendste Eigenschaft des kleinen Kreuzers Castor... Ich kannte, wie schon erwähnt, keine Eile. Und da ich nun schon mal den Eimer mit Farbe in Händen hielt, begann ich gleich, alles Holz der Castor rot zu Malen. So wurde der Aufbau der Castor rot. Rot wie die chiesische Flagge. Rot wie Costa Brava Sportautos. Farben sind ein Hauptbestandteil aller Dinge. Sie sind die Symbole der Lust, des Chaos, und des ewigen Lebens... Farben schaffen Veränderung. Darum ging es. Nun war der kleine Kreuzer rot. Nun war er nicht mehr *Ramadayan*. Nun war er die *Castor*.

Inzwischen war die Abenddämmerung eingetreten und es schien ratsam, nach einem geeigneten Liegeplatz für die Nacht Ausschau zu halten. Unbehindert paddelte ich unter einer Eisenbahnbrücke hindurch und sah mich plötzlich mit dem beängstigten Wellenschlag des IJ konfrontiert. Das erzeugte für einige Augenblicke jede Menge Spannung. Doch es ging besser als erwartet. Das Gleichgewicht des Bootes zu halten bedeutete nicht mehr als ein wenig mit zu schwingen und nebenbei den Wellenschlag im Auge zu behalten. Ich vertraute der Sache. Doch dachte ich, diese alle Kräfte fordernde Überquerung des IJ könnte getrost auf den nächsten Tag verschoben werden. Ich legte für die Nacht schliesslich an einem Steg der beruflichen Binnenschifffahrt an. Danach machte ich es mir in meiner Kajüte gemütlich, und liess die Ereignisse des Tages noch einmal vor meinem Geist vorüber ziehen. Da rief ein aufkommendes Hungergefühl in mir die Erinnerung an den Philosophen wach, der inzwischen machtlos fluchend nach einer Zigarette und einem Löffel Zucker verlangte. Mir wurde deutlich: das ich, bevor ich morgen mit der Castor in Richtung Norden verschwand, unbedingt noch ein kleines karitatives Päckchen für den Philosophen schnüren musste. Das würde mir zwar meine letzten fünf Gulden kosten, aber ich hätte dadurch ein reines Gewissen und schuf mir darüber hinaus noch ein günstiges Karma. Ich beschloss, diese Aufgabe nicht länger aufzuschieben und lief deshalb sogleich in die Stadt. Dort kaufte ich die benötigten Artikel in einem rund um die Uhr geöffneten Laden am Zeedijk.

"Die Abfallrose", ist das vor rund 40 Jahren zum ersten Male erschienene Erstlingswerk des Niederländischen Schriftstellers Ben Borgart. Herr Borgart war so freundlich, uns die Übersetzung dieses Buches anzuvertrauen. Der Text befindet sich in Übersetzung und wird nach und nach hier erscheinen.